HIRTS
DEUTSCHE SAMMLUNG



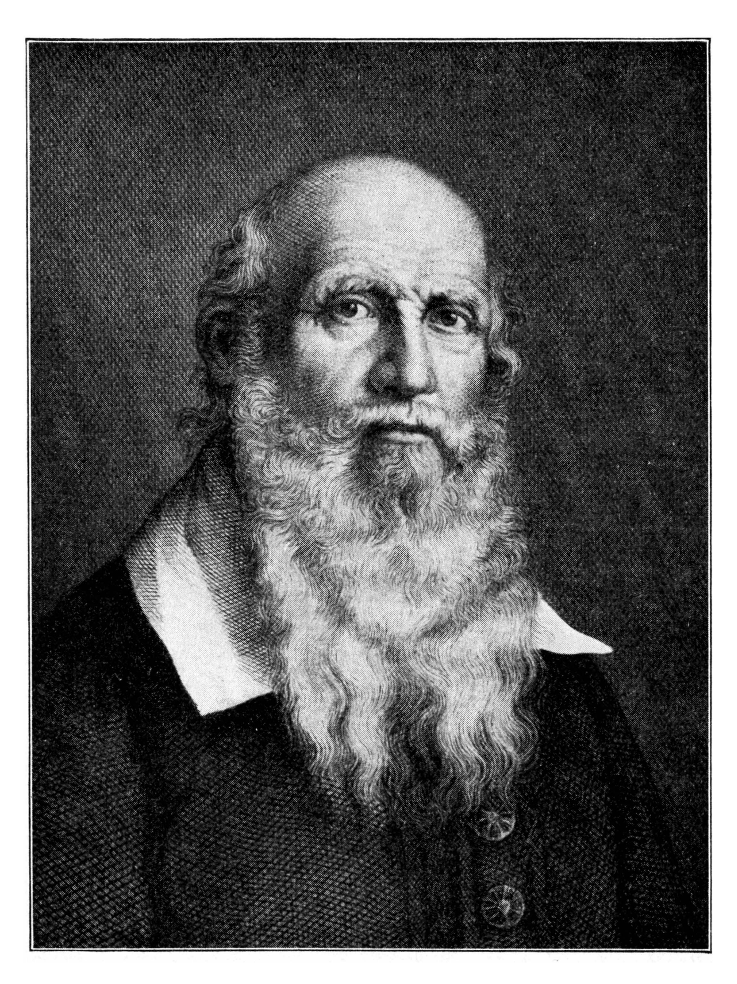
FR. LUDWIG JAHN
DEUTSCHES VOLKSTUM

Hirts Deutsche Sammlung

Literarische Abteilung — Herausgeber
Wolfgang Stammler und Georg Wolff

Gruppe IX: Gedankliche Prosa

Band 1: Jahn, Deutsches Volkstum



Friedrich Ludwig Jahn
Nordheim, Phot. Dr. Stödtner

Friedrich Ludwig Jahn

Deutsches Volkstum

— — — Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum,
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!

Goethe, „Hermann und Dorothea“.



Ferdinand Hirt in Breslau

Königsplatz 1

Durchgesehen und mit Angaben aus dem Leben des Dichters
sowie mit Anmerkungen ausgestattet von

Dr. K. Müller
Oberstudiendirektor in Potsdam

Einem

Deutschen Biedermann

in

Rat und Tat,

in

Handel und Wandel,

Ihm,

dem Manne, dem Menschen, dem Weisen,

gelte

dieser stumme Dank

statt

der lauten Verehrung

von

Friedrich Ludwig Jahn

Erklärung.

Die folgenden Blätter sind, wie sie hier erscheinen, bloße Inhaltsanzeigen einer vieljährigen Arbeit. Deutschen Sinn und guten Willen, für das Wohl des Vaterlandes wirksam zu sein, hoffte ich dadurch einst zu beurkunden. Zu drei Teilen war das Ganze angelegt. Die beiden ersten sollten den Gegenstand geschichtlich und wissenschaftlich durchführen, die Beläge als ein Urkundenbuch mitgeben; und nur sie waren für die ganze öffentliche Lesewelt bestimmt. Aber die Folgerungen jener Nachforschungen, die durch Schlüsse herausgebrachten Wahrheiten, sollten ein stilles Opfer für mein Vaterland sein.

Ich suchte dem Strom der Begebenheiten von der ersten kundgewordenen Quelle bis zum jüngsten Ausfluß zu folgen, um in der Geschichte die höhern Winke zu finden. Alle Mittel der höchsten Erziehungs- und Heilkunst — bewährt im Werden und Leben, in Gesundheit und Krankheit, in Geburt und Tod, von Staaten und Völkern — war ich zu sammeln bemüht. In einen Zusammenhang gebracht, zu einer Auslese geordnet, wollte ich diese Staats- und Völker-Mittellehre den höchsten Behörden übergeben — keinen andern, und nie dem Druck. Glanzsucht und der Sinn, Gutes zu stiften, wandeln nie einträchtig miteinander! Wessen Dasein die erste übergleißt, aus dessen Leben ist der andere verschwunden. Wunden muß man nur aufreißen, wenn man sie heilen will und es nicht anders kann. In Unpäßlichkeiten und gesunden Tagen ist des Arztes Geschäft der Gesundheit Erhaltung; aber auch dann und immer bleibt Verschwiegensein eine Arztpflicht. Öffentlichkeit kann zu weit getrieben werden, kann in Laster und Verbrechen, in offenbare Vaterlandsbekriegung sogar ausarten. „Wer seine Nase abschneidet, schändet sein Gesicht.“ An dieses alten Sprichworts Warnung muß jeder denken, der über seines Vaterlandes Tagesgeschichte und Staatsangelegenheiten zu schreiben Beruf fühlt.

Auch ich sah niemals in dem Preußischen Staat das höchste schon Gewordene menschlicher Regierungskunst; aber ich entdeckte in ihm eine Triebkraft zur Vollkommnung und einstigen Vollendung. Er

war mir der Kern vom zersplitterten Deutschland — — — der jüngste schnellwüchsige Schößling aus der alten Reichswurzel, der, da das Alte einmal unaufhaltsam verging, als Überleber und Indiestelletreter des alt gewordenen Hauptstamms emporzustreben schien. Das Heil eines jeden Volks kann nur aus ihm selbst kommen. — — — Wo sonst sollte nun damals Deutschlands Rettungsstern aufgehen?

Österreich ist ein zu großes Völkergemisch, wo, mit Ramler zu reden, „die Wohlfahrt des Herrschers in sieben Sprachen erfleht wird". Die Deutschen zählten nur 6300000 Menschen, also ungefähr ein Viertel der gesamten Bevölkerung. Allezeit wird es aber den Österreichern mißlingen, ihre Staatsbrüder zu verdeutschen, ein so herrlicher Kraftstamm auch der Deutsch-Österreicher ist, ein so ausgezeichnetes, in Glück und Unglück gewiegtes Fürstenhaus auch die Länder und Staaten zusammenhält.

Die fremden Nebenländer in Deutschland waren Einschnitte und offenbleibende Wunden im alten Reichskörper. Schwedisch-Pommern und Holstein, zwei Türen ins Nachbargebiet, die der Inhaber beliebig öffnen und der rechtmäßige Hausherr nicht verschließen, nicht verriegeln konnte.

Hannover bei England ist für Deutschland zuletzt nichts mehr gewesen als das Hauptboot, womit das große Meergebäude ans feste Land rudert, seine Landungsbrücke, sein Werbeplatz und der Zankapfel, unter die zuschlagenden Mächte Europas geworfen, um die besondern Fehden des Inselreichs zu einem Weltkrieg zu verwirren.

Sachsen, ein Binnenland, wie Bayern und Hessen, dazu offen gegen Norden und Osten, nur gegen Süden und Westen ein kräftiger Bundesgenoß. Und so hat auch einst der blitzschnelle Moritz Deutschland von spanischer Alleinherrschaft und deren Greuelzubehör gerettet.

Bayern stand schon vormals oft, durch Nachbarschaft mit Österreich, in mißlicher Stellung gegen das Ganze.

Hessen, schon gegen Römer das deutsche Vorland, wäre wahrscheinlich auch in den Revolutionskriegsjahren Deutschlands Rettungsvolk geworden, hätte es so viele Millionen gezählt als Hunderttausende oder nur zwischen Main und dem Westerwald am Rhein eine feste Grenze gehabt.

Die übrigen deutschen Staaten, teils zu klein, um mit Nachdruck und Eindruck auf die Mitstaaten zu wirken, teils zu wenig zugerundet, mithin nicht vollkräftig, teils zu wenig auf sich selbst begründet und also nicht unabhängig von fremden Einflüssen und

Eingebungen — entbehrten entweder die Bindung an die Welt, das Meer, oder das notwendige innere Mitteilungsmittel eines Großreichs und Staatenbundes, eigene schiffbare Ströme.

Anders mit Preußen. Deutsch ist der Stamm und die überwiegende Mehrzahl des Volks. Es beherrscht Ströme und reicht mit ihnen ins Meer, hat ausgedehnte, von der Natur durch Flachheit, Vorinseln und Binnengewässer wohlverwahrte Küsten und im Innern den schönsten Wasserzusammenhang. Selbst sein namengebendes Land ist eine alte deutsche Pflanzung, die dem deutschen Heldenmut und Verschönerungsgeiste Ehre macht. So ahnte ich in und durch Preußen eine zeitgemäße Verjüngung des alten ehrwürdigen Deutschen Reichs und in dem Reiche ein Großvolk, das zur Unsterblichkeit in der Weltgeschichte menschlich die hehre Bahn wandeln würde. Auf dem rechten Elbufer geboren, in einer altpreußischen Landschaft (wo meine Väter, schon vor dem Dreißigjährigen Kriege der Religion wegen aus Böhmen vertrieben, ein zweites Vaterland fanden) trank ich mit der Mutterliebe die Liebe zum Vaterlande. Nie ist sie seitdem an der Hoffnungslosigkeit gestorben; schon als Knaben erweckte sie mich aus dem Schlummerdasein, beschwingte meinen Geist als Jüngling und begeistert mich noch jetzt unter Trümmern. Deutschland, wenn es einig mit sich, als deutsches Gemeinwesen, seine ungeheuern nie gebrauchten Kräfte entwickelt, kann einst der Begründer des ewigen Friedens in Europa, der Schutzengel der Menschheit sein! — Das ruht auf seiner Lage und seinem Volke und bleibt selbst durch seine neuern Verhältnisse.

Einst entstanden so zwei Schriften: „Denkbuch für Deutsche" und „Volkstum". Beide sind im unglücklichen Kriege verlorengegangen, und von dem letztern habe ich erst nach der Tilsiter Zeit versucht, eine Art Übersicht aus dem Gedächtnis wiederherzustellen, die, wenn sie auch allenfalls auf die ehemalige vollständige Ausarbeitung hinweist — doch nur ein Fachwerk bleibt, und nicht vom Werke selbst, nur von seinem Gerüste. Der Geist entfliegt beim Sterben zuerst; am längsten überdauert den Tod das Gerippe.

Es sind aufgefischte Bruchstücke von einem Wrack, einzelnes geborgenes Gut. Die Gedankenreihe ist unterbrochen; was ich behalten habe, sind nur Überschriften. Ich gebe das Wiedererinnerte als einzelne Züge zu einem Riß, als einzelne Merke, eckig, nicht abgeglättet, nicht gefeilt, nicht zugerundet. So ist die Sprache, aus einzelnen Empfindungslauten, bald sprudelnd wie ein nachhaltiger Quell, bald stillstehend wie ein bewegungsloses Wasser. Man wird auch nicht

abgemessenen Mannsschritt von einem Wanderer verlangen, der über Vergessenes auf dem Wege zurücksinnt.

Ich hätte die verlorne Mühe vergessen sein lassen, ich hätte nicht aufs neue im Schutt der Brandstätte gesucht, aber es wird ja jetzt überall im Staats- und Völkerwesen gebaut und gestützt. Die noch bestehenden Staaten unterziehen sich einer neuen Begründung, und die lässigen und säumigen werden sie notgedrungen unternehmen müssen. Völker werden äußerlich vertilgt, nach ihrem äußern Verbande vernichtet; ist es da vielleicht nicht des Fragens wert, ob es nur der Völker Leib ist? ob ihre Seele dabei unzerstörbar bleibt? Und wenn die Antwort Trost gibt, soll man sie dann nicht dem zweifelmütigen Zeitalter hinterbringen? Es gibt einen Mittelzustand, wo man ausgefürchtet zur Furcht, ausgehofft zur Hoffnung hindämmert, sich durch Untätigseinmüssen, durch stummes Warten der Dinge zur gänzlichen Stumpfheit hinbrütet, in dem leeren Dasein zu einem abgestandenen Wesen sich auslebt. Dann kommen Schreckensträume, stören den Schlaf, verdüstern das Wachen. Und es hat der Mensch ebensogut ein Vorgefühl vom Nochschlimmern als eine Ahnung vom Einstbessern. Und da mag es gut sein, wenn in diesen Völkernöten jemand hinab sich wagt in die Schattenwelt der Geschichte, dort nach einem Ausweg und Ausgang fragt und auf ihre Seherspüche für die Zukunft horcht.

Mein Beruf zu diesem Unternehmen liegt in meiner Erziehung und in meinen Erlebnissen. In früher Jugend pflanzte mein Vater in mein Herz ein untilgbares Gefühl von Recht und Unrecht, die Quelle meines nachherigen innern Wohls und äußern Wehs. Schon in Knabenspielen schlug ich mich immer zur unterdrückten Partei; als Jüngling verfocht ich jede Sache, so mir die rechte schien, und die staatsgesetzliche Freiheit und Selbständigkeit der akademischen Bürger. — — — Die Geschichte ist meine älteste Jugendgespielin, meine Freundin geblieben und meine Begleiterin durchs Leben. In Luthers Bibel habe ich lesen gelernt. Erst in der Erwachsenheit habe ich von Märchen gehört; als mich mein Vater noch auf den Knien schaukelte, wußte ich nur von den Großen des Altertums und den Biedermännern unsres Volks. Bei herannahender Mannsreife bin ich im Laufe mehrerer Jahre Deutschland durchwandert zur Lehr' und Lust; ich kenne seine vorzüglichsten Hauptstädte, Handelsplätze und Gewerbeörter; ich kenne den Landbauer, und unter ihm den Wucherer, Schwelger, Treiber und Fröner; ich kenne zehn hohe Schulen und das Tun und Treiben ihrer Gelehrten und Schüler; ich habe in lauter lang-

bestandenen Staaten gewohnt, unter fünf Königen und drei Herzogen; ich habe überdies noch gelebt unter dem letzten deutschen Kaiser, mehreren Königen und vielen Fürsten und Herren, und —

„Erköre mir kein ander Land
Zum Vaterland,
Ständ' mir auch frei die große Wahl!"

Meine Hoffnung für Deutschland und Deutschheit lebt, mein Glaube an die Menschheit wankt nicht; denn unverrückt sehe ich die ewige Ordnung der Dinge walten. Und so will ich die drei heiligen Offenbarungen der Menschheit, Natur, Vernunft, Geschichte, frei und unentstellt und ohne Hehl verkünden. — — —

Die Leiden des Vaterlandes habe ich tiefer gefühlt, wie mancher andere. Das Kriegsgewitter von 1806 übereilte mich in meinen Arbeiten, und sogleich gingen meine Gedanken vom Hörsaal ins Feldlager; ich warf die Feder weg, um zum Schwert zu greifen; doch mein Wille kam überall zu spät, umsonst und vergebens blieben meine hundertmeiligen Irrfahrten. Und auch da sind mir Freunde und Gönner als wohltätige Schutzgeister erschienen. Ihnen allen meinen innigen und ewigen Dank, wenn Dank Liebe lohnen kann. Ich überstand den Krieg und überlebte den Frieden. Ein edeltätiger deutscher Biedermann gab mir eine gastliche Freistätte; so verspürte ich für meine Person nur wenig von den Nachbüßungen meines Vaterlandes; gegen Außendinge war ich in diesem Ruhehafen sicher. Allein Müßigsein und Zuschauen im Greuel der Zerstörung gilt mir als wahre Vernichtung. Es gibt kein Stillmittel gegen die Anforderungen des Herzens, als Tätigkeit gegen die Grübelgespenster, womit der Geist sich plagt, kein Bannen als Beschäftigung. So wie der Schiffbrüchige auf dem Rettungseiland an einem neuen Fahrzeuge zimmert, so fing ich wieder bei diesem Buche an. Und nur die Ungewißheit von dem Schicksale meines Buchs und seines Verfassers hat mich abgehalten, in der Zueignung den Ehrennamen zu nennen. Unsere Vorfahren hingen Fahnen und Siegeszeichen an geweihten heiligen Orten auf! Und ist ein Überwinden von Lebensüberdruß und Unmut nicht auch ein Sieg? und eine wiedervollendete Arbeit nicht eine kostbare Beute?

Schwerlich hätte ich je meine schwachen Versuche dem Drucke vertraut, aber einige Staatsmänner und Vaterlandsfreunde haben die Handschrift ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt und sie der öffentlichen Bekanntmachung wert erklärt. Ihre Namen und Taten leben in

meinem Herzen, meine Feder wird sie nicht entweihen. Wer mein Leben kennt, ahnt leichtlich mein Buch; und wer es lieset und versteht, erkennt auch wieder mein Leben: Das Buch ist nur ein Auszug meiner Welt.

Geschrieben zu Lanz bei Lenzen, am 14. des Oktober 1808.

Einleitung in die allgemeine Volkstumskunde.

Einige Jahrtausende ist bereits die Geschichte alt; Afrika ausgenommen, können gegenwärtig nur noch unbedeutende Völker leben, die der entdeckungsfreudige Europäer nicht aufgespürt hätte. Erd- und Völkerkunde könnten sich nunmehr zu einer höhern wissenschaftlichen Ansicht erheben, die ersten Pinselzüge eines menschheitlichen Gemäldes versuchen. Will man nur Völker erkunden, wie man Steine aufsammelt und Pflanzen einlegt, dann ist das Hergebrachte genug, Volk nach Volk und unter- und mit- und nebeneinander und eingeschachtelt herzuerzählen. Nur dem, der in dem Menschengeschlechte weiter nichts finden kann als die am meisten verbreitete und ausgezeichnete Tierart unserer Erde, können die Völker nicht wichtiger erscheinen als zur Hetzlust bestimmte Rudel Wildes. Jedem andern müssen sich die Fragen aufdrängen: Was ist ein Volk? Gilt dafür schon die Menschenmenge einer großen Erdscholle? oder erst die Wohnerzahl eines Riesenstaats und Zwergstaates? oder bloß die Gesamtheit gleicher Stamm- und Sprachgenossen? Der Forschergeist wird Aufschlüsse darüber suchen: Was macht ein Volk zum Volk? was ist das eigentliche Völkerwesen? welches sind seine besonderen Lebenskräfte? wodurch wirkt eine Gemeinseele in den Völkern nach innen und außen? Der Menschenfreund wird sich nach der Lösung des großen Rätsels sehnen: Wie erwächst aus einzelnen Menschen ein Volk, wie aus dem Völkergewimmel endlich die Menschheit?

Bei der weltgeschichtlichen Völkerbetrachtung sind wir längst weiter gerückt im Begriff, nur zurückgeblieben im Ausdruck. Die bei der deutschen Lesewelt hierdurch anhängig gemachte Sache ist immer gewesen, es fehlte bloß ein entsprechendes Kunstwort. Lange schon fand man in jedem Volke ein unnennbares Etwas; man gewahrte, daß selbst aus der Umwälzungen Wut und Not jenes Ungenannte nachwirkend und nachhaltig hervortrat, neuwurzelnd im Guten, neuwuchernd im Bösen. Die vergleichende Zergliederung entdeckte eine bleibende, nachartende Schädelbildung einzelner Völker; die vergleichende Völkergeschichte kam auf leibliche, geistige, sittliche, ins ganze

Völkerleben verwebte Besonderheiten. Solche geschichtliche Wahrzeichen, zu völkerweltlichen Merkmalen geordnet, würden eine eigene Wissenschaft ausmachen, eine Erfahrungsseelenlehre der Völker. Schon kannte man eine Wahrheit mehr, nur gab es langehin für sie noch keine Benennung. — —

Was Einzelheiten sammelt, sie zu Mengen häuft, diese zu Ganzen verknüpft, solche steigernd zu immer größern verbindet, zu Sonnenreichen und Welten eint, bis alle sämtlich das große All bilden — diese Einungskraft kann in der höchsten und größesten und umfassendsten Menschengesellschaft, im Volke, nicht anders genannt werden als — Volkstum. Es ist das Gemeinsame des Volks, sein innewohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit. Dadurch waltet in allen Volksgliedern ein volkstümliches Denken und Fühlen, Lieben und Hassen, Frohsein und Trauern, Leiden und Handeln, Entbehren und Genießen, Hoffen und Sehnen, Ahnen und Glauben. Das bringt alle die einzelnen Menschen des Volks, ohne daß ihre Freiheit und Selbständigkeit untergeht, sondern gerade noch mehr gestärkt wird, in der Viel- und Allverbindung mit den übrigen zu einer schönverbundenen Gemeinde.

Für dies Wandelnde und Bleibende, Langsamwachsende und Langdauernde, Zerstörtwerdende und Unvergängliche, das die ganze Völkergeschichte durchdringt, bald eben geboren, bald unvollkommen entwickelt, auf allen Bildungsstufen bis zur Schöngestalt und zum Musterbilde angetroffen wird — gab es kein Wort in unserer Sprache mehr und gibt es auch keins in den mir bekannten. Zwar teilweise ward endlich bei uns in neuern Zeiten versucht, dasselbe auszusprechen; doch unglücklicherweise nahm die Bequemlichkeitssucht ihre alte Zuflucht zur Ausländerei, borgte, um der eigenen Arbeit überhoben zu sein, radebrechte das Fremde, um bei der Muttersprache in keine Verantwortlichkeit wegen aufgezogener Mißgeburten zu kommen. „National, Nationalität, Nationaleigentümlichkeit, nationgemäß" — dabei blieben selbst deutschgesinnte Schriftsteller stehen, die von jenen Erscheinungen sich angeregt fühlten.

Hier wird von Volk gleich Volkstum gebildet, von diesem kommen wir auf dem natürlichsten Wege zu volkstümlich und dann auf Volkstümlichkeit. Bei dem eingeschwärzten Trägheitsbehelf fehlt das wichtigste Stufenwort, und das folgende ist nicht, wie es sein müßte, aus der Urquelle abgeleitet, sondern erst aus einem jüngern Abfluß. Endlich sind jene Einschwärzungen bei weitem nicht so

scharf bestimmt, abgegrenzt kurz und weiterbildsam als diese einheimischen Kunstwörter.

Namen und Sache war sonst eins bei unsern Vorfahren. Deutsch heißt volkstümlich. Anders mit uns Neudeutschen. Immer mehr verschwindet durch eigene Sündenschuld unsere Volkstümlichkeit oder die Deutschheit; so müssen wir wenigstens in einer Benennung die Rückerinnerung an das verlorene Ebenbild bewahren. Wer sich aber das Ziel setzt, geschichtliche Wahrnehmungen zur Klarheit, Dunkelgedanken ins helle Licht, das Gewirr einer Unzahl von Einzelheiten in eine Einheit und alles zur deutlichen Anschauung zu bringen — muß immer dabei auf Leser rechnen, die für die Hochgedanken „Volk, Deutschheit und Vaterland" noch nicht gänzlich abgestorben sind.

Der Name Deutsch war bis zu den neuesten Unglücksfällen ein Beehrungswort. „Ein deutscher Mann", „das war deutsch gesprochen", „ein deutsches Wort", „ein deutscher Händedruck", „deutsche Treue", „deutscher Fleiß", — alle diese Ausdrücke zielen auf unser festgegründetes, wenn freilich nicht mit prunkendem Außenschein hervorstechendes Volkstum. Vollkraft, Biederkeit, Gradheit, Abscheu der Winkelzüge, Redlichkeit und das ernste Gutmeinen waren seit einem Paar Jahrtausende die Kleinode unsers Volkstums, und wir werden sie auch gewiß durch alle Weltstürme bis auf die späteste Nachwelt vererben.

Aber dennoch wird es nach zweitausend Irrjahren endlich einmal hohe Zeit, daß wir, das menschenreichste Volk Europas, uns miteinander für Zeitwelt und Nachwelt verständigen: „Was gehört zu einem folgerechten Volk? was waren wir vormals? was sind wir nun? wie kamen wir dahin? was sollten wir sein? wie können wir es werden und, wenn wir es geworden sind, bleiben?" Hatte der Römer sein ewiges Rom — für die Menschheit eine nimmersatte Völkerhölle — im Dichten und Trachten zum Vorbild, so ist unser Erbteil die Deutschheit, ein menschheitliches Volkstum. Das ist es, wovon Klopstock singt:

„Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du.
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist!
Einfältiger Sitte bist du und weise,
Bist ernstes, tieferes Geistes. Kraft ist dein Wort,
Entscheidung dein Schwert. Doch wandelst gern es in die Sichel und triefst,
Wohl dir! von dem Blute nicht der andern Welten."

Was aber dann weiter eigentlich das Höchste ist, in Griechenland und Rom auch dafür galt, ist noch immer bei uns ein Schimpfwort: „Volk und Nation". „Er ist unter das Volk gegangen", sagt man von elenden Läuflingen, die von Heer zu Heer um des Handgelds willen ausreißen und in einem Paar Schuh sieben Potentaten dienen. „Das ist rechte Nation!" und der Sprachgebrauch meint Zigeuner, Gaunergesindel und Landstreicher. Mit Recht nennt uns Herder „die ungewordene Nation". Aber es gab auch Zeiten, wo dieser Zustand uns weniger drückte. Leider können wir uns an das mehr wie jetzt Volkgewesensein, an das inniger und einiger Nationausgemachthaben kaum zurückerinnnern, wie der abgelebte Greis an seine Jugendkraft. Als Volk haben wir den unglücklichen, schmachvollen Westfälischen Frieden nie wieder verwunden. Er war unglücklich, weil die niederländische Vereinigung und die oberländische Eidgenossenschaft sich gänzlich von uns ablösten. Der Rhein hörte nun auf, der alte deutsche Schutzstrom zu sein; denn an seinen Quellen und Mündungen wohnten in den naturfesten Landen forthin nur deutsche Halbbrüder. Mehr noch war er schmachvoll, weil fremde Völker die Friedensbedingungen den Deutschen zum Niederschreiben in die Feder vorsagten. Schändlich bleibt er, weil unsere eigenen Bundesgenossen uns Länder abplünderten und Deutsche umherstanden und nach ausgeworfenen Länderbrocken schnappten. Noch während des großen deutschen Krieges erschien ein weissagendes Bild: Der deutsche Reichsadler zeigt sich in seiner tiefsten Erniedrigung; am rechten Flügel hat ihn eine starke Gestalt gefaßt, die eine Königskrone und einen mit Lilien besäeten Mantel trägt und ihm die besten Schwungfedern ausreißt; in die andere Seite schlägt ein hungriger Löwe seine Klauen, und hinten droht ein Henkersgesicht mit gezücktem Säbel, was mit Grinsen andeutet: „Sperre dich nicht, es geschieht ja alles zu deinem Besten."

Vom Westfälischen bis zum Tilsiter Frieden haben wir Deutschen nur im geheimen und stillen weiter gelebt, durch Sprache und Schrift, ein unsichtbares geistiges Leben. Wenn aber diese Seelenwanderung auch noch aufhört, durch allgemeine Verarmung und allgemeine Schreibscheu, weil die Schriftlinge gerne bepalmt und gepsalmt sein wollen, so werden wir alsdann nur durch einige Bücher in der Völkerwelt gespenstisch umherspuken. Sind wir, das alte ehrwürdige Mittelvolk und Mittlervolk Europas, einst untergegangen, so warnt die Leidensgeschichte unsers grausenvollen Zutodequinen am Scheidewege der Zukunft nachgeborne Völker. Und wir zuschauenden

Zeitgenossen der Sterbensnot und des letzten Volkstumsringens mögen uns trösten, wenn wir die letzten Gräber füllen, daß wir als Blutopfer und Blutzeugen für die Menschheit fallen.

Noch sind wir nicht verloren! Noch sind wir zu retten! Aber nur durch uns selbst. Wir brauchen zur Wiedergeburt keine fremden Geburtshelfer, nicht fremde Arzenei, unsere eigenen Hausmittel genügen. Denn immer geht vom Hauswesen jede wahre und beständige und echte Volksgröße aus; im Familienglück lebt die Vaterlandsliebe, und der Hochaltar unsers Volkstums steht im Tempel der Häuslichkeit; sie ist die beste Vorschule, Deutschheit heißt sie bei uns im großen. Für sie kann jeder leben, er sei reich oder arm, vornehm oder gering, einfältig oder gelehrt, Mann oder Weib, Jüngling oder Jungfrau, Kind oder Greis. Man vermag dahin zu wirken, vom Thron und von der Bühne, vom Predigtstuhl und vom Lehrersitz, mit Schrift wie mit Rede.

Einst war mein Streben, die Deutschheit als eine wohltätige Begründung der Menschheit unter den Völkern geschichtlich nachzuweisen und überhaupt auf alle übrigen Volkstümer die Aufmerksamkeit zu richten. Denn nirgends erscheint die Menschheit hienieden abgesondert und rein, immer wird sie nur durch Volkstümer vorgestellt und vertreten. In den Volkstümern liegt jedes Volkes besonderer Wert und sein wahres Verdienst für das Wettstreben zur Menschheit:

„— — — immer höher
Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht."

Nicht der äußere umgelegte Staatsband macht das Volk; Menschen lassen sich nicht wie Heringe in Tonnen pökeln, nicht in Völkerzwinger einherden, wie Xerxes' Krieger in die Maßhorde der Zehntausende. Zusammenseinmüssen gibt keinen wahren Verein. Das Ineinanderhineinleben, das stille, vertrauliche Sichaneinandergewöhnen, das mit Wechselliebe Sichlebendeinverleiben bildet das Volk und bewahrt und erhält es durch Volkstum. So paart sich der Jugend Feuer mit gereifter Mannskraft und des Alters reicher Erfahrung. So ist ein echtes Volk, durchdrungen vom Machtgefühl seines eigenen Volkstums, eine menschliche Meisterschöpfung, die selbst wieder Schöpfungskraft äußert und so im ewigen Kreistanz das Schaffende und Erschaffene einigt.

Der Mensch ist nur ein Genießbraucher der Natur, ihr Handlanger, und wenn er mehr oder gar alles sein will — ihr Verpfuscher. Die

Allmutter verwaltet mit zärtlicher Fürsorge seine wichtigsten Lebensverrichtungen, den Blutumlauf, das Verdauungsgeschäft und so viele andere. Wo ist der Machtmensch, der diese Ordnung nur einmal stellen mag wie seine Taschenuhr? Noch weniger sind tausendjährige Völker umzuschaffen wie mit einem Winke.

Erst die Volkstumskunde kann Fragen beantworten und Rätsel lösen, die jeder bloßen Staatengeschichte zu schwer geblieben sind. Scheinen die Proben hier zu sehr untereinander geworfen, so kommt's aus der Menge treffender Beispiele, daß die Wahl unter den allertreffendsten schwankt.

1. Warum hat kein Nebukadnezar, Alexander, Attila, Dschingis und Tamerlan bleibende Reiche gegründet, wie S. P. Q. R.?

2. Warum sind durch die Umwälzungen des Morgenlandes keine dauernden Völker entstanden? Ist dort etwas anderes geworden als große Völkergemische, Statthaltereien und Landpflegen, Staatshaltereien und Landplagen?

3. Friedrich den Einzigen lassen seine Tadler und Gegner, selbst des neuen Leviathans allverschlingender Rachen, für einen Großgeist gelten. Warum verewigte sich nicht sein Tatenleben? Wo liegt der Hauptfehler? So groß er auch für sich selber war, er ahnte nicht die Hehrheit eines Volkstums. Trefflich verstand er einen Staat zu bauen, aber er stiftete kein Volk in ihm, weil er das Bedürfnis verkannte. Wie ganz anders würde es geworden sein, wäre er zu den Briten gekommen und hätte er sich mit einer englischen Königstochter vermählen dürfen! Garrik allein hätte mit einem Male ihm den ganzen Voltaire verleidet, und eine Rede im Parlament Ludwigs Blendwerk entzaubert. Nichts ist ein Staat ohne Volk, ein seelenloses Kunstwerk; nichts ist ein Volk ohne Staat, ein leibloser, luftiger Schemen, wie die weltflüchtigen Zigeuner und Juden. Staat und Volk in eins geben erst ein Reich, und dessen Erhaltungsgewalt bleibt das Volkstum.

4. Mit dem neuerweckten und kräftig erwachten deutschen Volkstum hat Luther gesiegt, einzig dadurch Papst und Pfaffheit überwunden und die Menschheit einen Siegestag feiern lassen.

5. Weil er sein irdisches Werk durch ein Volkstum verewigte, lebt noch Moses; und Lykurgus, Solon und Numa überlieferten ihren Geist eigens dazu gestalteten Volkstümern.

6. Muhammed, der auch ein Alleinreich wollte, mußte trotz seiner vom Himmel hergelogenen Beglaubigungen der Macht des arabischen Volkstums huldigen, was er zwar für seine Zwecke be-

nutzte, die er aber ohne dasselbe nie würde erreicht haben, wenn er etwa unter den Feuerländern und Kamtschadalen Gesichte offenbart hätte.

7. Der Stifter des Christentums, dessen Reich nicht von dieser Welt war, sondern im Geist und in der Wahrheit sittliche Besitzungen haben sollte, mußte sich dennoch einem Volkstum anschließen. Und nie hat das Urchristentum sich reinbestehend für sich erhalten können; immer nur hat es sich, bald entstellter bald unverfälschter, in Volkstümern ausgesprochen.

8. Warum verging mit Karl M. die Herrlichkeit seiner Macht? Sismondi beantwortet es sehr schön in seiner Geschichte der Italischen Staaten des Mittelalters. Warum lebt noch unser große Heinrich? Weil er nicht den Staat über das Volk, sondern das Volk in den Staat setzte, was noch jederzeit Volkstum erzeugt hat.

9. Warum sind fast alle Kriege nur Menschenschlachtereien ohne bleibendes Ziel gewesen? Warum so viele Staats- und Machthaberfeste eitel? Eitel so oft die selbstgepriesene Herrscherunendlichkeit und Allmacht?

10. Was macht aus England und Frankreich die ersten Weltmächte? Einzig das durch den Kreislauf der Umwälzungen wiedergeborene Volkstum.

11. Welches Volkstum steht am höchsten, hat sich am meisten der Menschheit genähert? Kein anderes, als was den heiligen Begriff der Menschheit in sich aufgenommen hat, mit einer äußerlichen Allseitigkeit sie sinnbildlich im kleinen vorbildet, wie weiland volkstümlich die Griechen und noch bis jetzt weltbürgerlich die Deutschen, der Menschheit heilige Völker!

Solche Wahrheiten lehrt die Volkstumskunde, und daß man mit Völkern nicht umgehen soll wie mit Wachs und Teig. — — — —

Allerdings gibt es eine Völkerschöpfungskunst, die ist aber weder taschenspielerisch noch halsbrechend. Allmählich will sie angewandt sein, immer neu fortgesetzt und mit Liebe geführt werden, als Hinneigen zur wohltätigen Natur. Aber im Nu dies vollbringen wollen, ist ein Vergreifen an der Menschheit. Die ewigrege Weltordnung rächt solche Unbilden, und an der Verkünstelung Auszehren, an der Verfrühung, an der Unzeitigkeit sterben alle solche Versuche — auf solche Art ein Volkstum zustande zu bringen, bleibt unmöglich.

Schwer zu erlernen, schwerer noch auszuüben ist des Weltbeglückers heiliges Amt — aber es ist eine Wollust der Tugend, eine menschliche Göttlichkeit, die Erde als Heiland zu segnen und den Völkern Menschlichwerdungskeime einzupflanzen. Im Augenblick schon ewiggroß

sein wollen, ist des Selbstlings Verzweifeln an Unsterblichkeit. Wohl ist jeder Tat die Folge mitgegeben, aber der Vollführer kann leichter Welten berechnen als diese. Darum befrage er vorher die Zukunft beim ewiggültigen Sittengesetz und die Vergangenheit bei der Weltgeschichte. Noch immer gibt es Raum und Stoff für jede Größe auf der Erde. — Es gibt noch heilige Kriege der Menschheit, die ganze Erde ist das heilige Land, noch unerobert von Recht, Glück und Tugend. Menschenfressende Horden sind noch menschlich zu machen, Blutgötzendienst ist auszutilgen und Menschenhandel und Menschenverstümmelung; es bleiben die Zwinger eingekerkerter Jugend und Schönheit zu sprengen und alle Ketten des Wahns, worunter das Menschengeschlecht seit Jahrtausenden keucht und dumpf hinbrütet.

Volkstum ist der wahre Völkermesser der Größe, die richtige Völkerwaage des Werts. Es setzt den Staat voraus, aber nicht umgekehrt jeder Staat das Volkstum. Staat ist das Grundgestell des Volks, die stehende äußere Befriedigung vom Volkstum. So wie es taube Nüsse gibt, so gibt's auch taube Staaten, und ohne Volkstum taube Völker. — Erobern selbst ist leicht, Eroberungen zu behaupten, ist schwer. — Einen ganzen Wald kann ein Unhold durch Tausende im Augenblick umhauen, und ein Menschenleben von höchster Machtäußerung reicht nicht hin, den Schaden einer übelbewachten übermütigen Laune wieder zu vergüten.

So sind auch in allen Zeiträumen Völker vertilgt worden, aber noch niemand hat es vermocht, neue mit einem Machtspruch in die Welt zu rufen. Keine tausendjährige Eiche erwuchs im Treibhaus, nur in Gottes freier Welt.

Mischlinge von Tieren haben keine echte Fortpflanzungskraft, und ebensowenig Blendlingsvölker ein eigenes volkstümliches Fortleben. Es läßt sich ein Edelauge in den Wildling setzen, ein Edelreis auf den Wildstamm, die Geschichte mag mit Beispielen dies Bild anpassen; aber das Immerwiederüberpfropfen taugt nicht in der Baumschule, und in der Völkerzucht noch weit weniger. Wer will gegen die ewige Urkraft aller Dinge rechten? Im Mohrenlande nur ist ein König, der bei jedem Frührot mit der Herrscherlanze der Sonne die Bahn zeigt, die sie am Himmel als ihre tagtägliche Aufgabe durchmessen soll! Im Vergißmeinnicht entzücken die Himmels- und Feuerfarbe in holder Eintracht; mische sie oder andere schöne widerstreitende nur ein Maler zusammen, er bekommt ein schmutziges Nichts. Wer die Edelvölker der Erde in eine einzige Herde zu bringen trachtet, ist in Gefahr, bald über den verächtlichsten Auskehricht des Menschen-

geschlechts zu herrschen. Konstantin hat die große Probe versucht, und Rom und Griechenland sind darüber zugrunde gegangen. „Seine neue Residenz zu bevölkern, raffte er Asiaten, Thrazier, Griechen und Römer zusammen; es entstand ein Volkscharakter, in welchem sich asiatische Weichlichkeit, griechische List und Eitelkeit, trazische Grausamkeit und römische Selbstgenügsamkeit auf die wunderlichste Art ineinander verwebt zeigten."

Das spanische Sprichwort: „Traue keinem Maulesel und keinem Mulatten" ist sehr treffend, und das deutsche „nicht Fisch nicht Fleisch" ist ein warnender Ausdruck. Je reiner ein Volk, je besser; je vermischter, je bandenmäßiger.

An der Völkermischung wird der nordamerikanische Freistaatenbund lange kranken, und Ungarn wird nie davon gesunden. Und Rußland, wenn es nicht seine Kraft ins Innere drängt und, ostwärts sie richtend, dort die mancherlei Völkerschaften zu einem russischen Volkstum zusammenbildet, wie sein großer Neuschöpfer es auch wollte — läuft die Gefahr der morgenländischen Großreiche.

Es baut kein Vogel sein Nest wie der andere; es baut kein Baukünstler ein Haus paßlich für alle Erdgürtel; der Samojedenschneider taugt nicht zum Kleidermacher für den Guineawohner; kein Gewächs und kein Tier wird gefunden, das überall gleich gut gedeiht. Zwar ist der Mensch von Pol zu Pol verbreitet, aber in leicht begreiflichen Verschiedenheiten. Nur wer Spitzbergen zu einem Tahiti erwärmt, die Sahara zu einem Ägypten gewässert, das Mohrenland zu einem Ionien gekühlt und die Firnen aller Hochgebirge zu Wonnegärten befruchtet hätte — möchte darauf denken, ein Mustervolk für alle übrigen zur Nachahmung zu verordnen. Schlaf und Glück, Glauben und Liebe lassen sich nicht wie Speisen anrichten. Keiner kann den leiblichen Schlaf in die Ohren donnern und noch weniger den geistigen in den Geist. — Der Menschen Stammvater ist gestorben, das Urgeschlecht ist ausgegangen, das Urvolk ist nicht mehr. Ein allgemeingültiges Musterbild für alles und jedes Volk hat es nicht gegeben, und kann es nicht und soll es auch nicht geben. Darum ist ein jedes verlöschendes Volkstum ein Unglücksfall für die Menschheit, ein Verlust für die Geschichte und eine unausfüllbare Lücke. In einem Volke kann sich der Adel der Menschheit nicht einzig aussprechen, sondern in allen mit allen. So wenig wie ein Gesicht, gibt es auch nur eine Denkungsart und Handlungsweise. Nicht einen und ebendenselben Charakter, sondern nur einen eigenen soll jeder Mensch sich bildend erwerben und so aus dem Eigengegebenen selbst-

geschaffen hervorgehen. Beide, Freund und Feind, verachten den charakterlosen Nichts, wenn sie jede Ursprünglichkeit ehren.

Mit den Völkern ist es, wie mit einzelnen Menschen; schwache Stunden haben diese, schwache Zeiten haben jene. Rom zerstörten Gallier, und die ewige Stadt feilschte von den Räubern Frieden. England war Provinz vom kleinen Dänemark. Moskwa war Jahrhunderte hindurch wilden Horden untertan und zinsbar, und die Polen schalteten mit seinem Throne nach Belieben. Durch die deutschen Alpenländer schwärmten Ungarns Reisige; der Osmanen Heere haben zweimal Wien belagert. Unter dänischen Richtbeilen verbluteten Schwedens Vaterlandsfreunde zu Stockholm, und im Jahrhundert nachher wäre (ohne fremde Dazwischenkunft) durch das Racheschwert der Schweden Dänemark aus der Staatenreihe verschwunden. Einst geboten arabische Großherren auf dem Throne zu Bagdad von den Pyrenäen bis zu Indiens Grenzen, und nach siebenhundertjährigem Kampfe befreiten die Goten-Spanier ihre Halbinsel. Ja, die sicherstolze Stadt der neuesten Zeit — Paris — hatte gar einmal einen Engländer zum König.

Wogen wallen um Felsen, Orkane stürmen gegen Alpenhörner, die Erde erbebt und besteht. Den Charakter beugt die Not nicht zum Brechen nieder; neukräftig ersteht er aus Leiden, wie die hinschmachtende Blume vom Himmelstau gebadet. Was im gewöhnlichen Lebensgewühl der edle Charakter vollendeter Menschen, das ist im Völkergebiete das Volkstum. Volkstum ist eines Schutzgeistes Weihungsgabe, ein unerschütterliches Bollwerk, die einzige natürliche Grenze. Die Natur hat diese Völkerscheide selbst aus natürlichen Beschaffenheiten erbaut, fortwirkend durch die Zeit wieder gebildet, durch die Sprache benannt, mit der Schrift befestigt und in den Herzen und Geistern verewigt. Alle Tage geht die Sonne auf und unter; Feuerberge, Gluthauche, Orkane und Erdbeben haben ihre gemessene Zeit; die Ungewitter unter den Völkern donnern aus und verblitzen.

Wo nichts ist als Volkstum und aller Segen nur in ihm, da gibt es einen armseligen Sieg wie in Tyrus, Karthago, Numantia, Jerusalem und Rhodus. Oder der Überwinder verliert im Frieden den Sieg, übersetzt sich ins überwundene Volk — das Schicksal aller Eroberer von China. Beim ersten hungert der Eigennutz, beim andern schmachtet die Eitelkeit. Das Feuer erlischt nicht durch hineingeworfenen Brennstoff, die Sünde stirbt nicht durch Gelegenheiten zu immer neuer Begehung. Ein fortgesetzter Kampf ist die Tugend, aus solchem ewigen Krieg nur entblüht der ewige Friede.

Auch hat der Mächtigste — nur ein Menschendasein zu leben; die bessern Weltgeister fühlen und denken, handeln und ahnen für Jahrtausende. Lückenlos reiht im Volke durchs Volkstum sich Geschlecht an Geschlecht, den scheidenden Vormann ersetzt augenblicklich der Nachfolger. Groß ist jeder Schöpfer, wichtig nur durch den Erhalter. Und diese Immerverlängerung des Lebens in der Nachwelt wird aus den zugezogenen Jüngern geboren. Noch nach Jahrtausenden spinnt die Menschheit Fäden weiter, die die Großgeister — Völkergründer, Spracherfinder, Religionsstifter knüpften. — Nur ein Tamerlan, dessen Tagewerk Vertilgung war — der drei Weltkugeln in Wappen und Fahnen führte, wollte auf der ganzen Erde nur ein Volk, nur eine Sprache, nur eine Religion dulden.

I. Natürliche Einteilung des Grundgebiets.

1. Allgemeine Erinnerungen.

Durch unverständige Zerteilung, durch vergessene Einungsnachhilfe befällt Staaten und Reiche der Staatskrebs, die kindische Landsmannschaftssucht, welche die Vaterlandsliebe in der Geburt erstickt und den Boden, wo das Volkstum festwurzeln soll, unterwühlt. Es ist die alte Fabel vom Aufruhr der Glieder gegen den Magen.

Ein nur stückweise, lose aneinanderhängendes Länderallerlei erwächst höchstens zu einem Polypen, wo jeder Teil abgelöst werden kann, ohne Schaden und Mitleidenschaft des Ganzen. Und doch soll jeder Staat der Leib sein, die Provinzen seine Glieder. Ihm dürfen keine notwendigen fehlen, sonst ist er ein Krüppel; er darf nicht zu viel haben, sonst ist er ein mit Geschwüren und Gewächsen behafteter Siechender. Natürliche Grenzen oder Scheiden gibt es; ein flüchtiger Blick auf die Landkarte unsers Erdteils wird die meisten auffinden.

Vergeblich sind alle Kriege, unnütz alle Eroberungen, die Völkerscheiden antasten. Das wahre Gleichgewicht ist mehr als ein Traumbild, und ohne dieses keine Staatenordnung beständig. Es wird eine Zeit kommen, wo alle Staatenmisteln aufhören.

Die ungeheuren Weltreiche, die mit Freßgier einer Riesenschlange Länder und Völker heißhungrig hinunterwürgten, erlagen unter der Last ihrer ungleichartigen Bestandteile, und wenn von außen das gewaltige Schicksal sie heimsuchte, so verschwanden sie gleich Lufterscheinungen.

2. Völker- und Staatenscheiden.

Europa ist ein an Krieg gewöhnter Erdteil, und er müßte dies am wenigsten sein. Die Natur hat hier unvergängliche Grenzmale gesetzt, ewige Scheiden errichtet und durch Alpen und andere Hochgebirge, durch Binnen- und Weltmeere den Völkern ihre Gebiete angewiesen. Hier sollen und können sie, von Außenwirkung frei, voneinander unabhängig, als selbständige Gemeinwesen volkstümlich leben und weben und sich weltbürgerlich und menschheitlich ausbilden.

Wirft man den Blick auf eine vollkommene Gebirgs- und Gewässerkarte Europas und rechnet man Rußland als eignen Steppenerdteil ab, so findet man in Europa nicht mehr und nicht weniger als nur folgende neun Länder:

1. Die pyrenäische Halbinsel,
2. das Westalpenland,
3. das Südalpenland,
4. das Nordalpenland,
5. das Karpathenland,
6. das Donauland,
7. Griechenland,
8. Skandinavien und
9. Britannien.

„Das europäische Staatensystem erhält mehrere wichtige und ohne Zweifel höchst wohltätige Modifikationen dadurch, daß ein Hauptglied desselben durch einen Inselstaat gebildet wird, der durch seinen Umfang und die Benutzung der innern Hilfsmittel seinen Rang unter den ersten Mächten desselben behauptet. Wie groß auch immer die Ähnlichkeit der Kultur, der Religion, der Sprachen der Völker des gebildeten Europa sein mag, so ergeben sich doch aus der insularischen Lage eines solchen Staats von selbst gewisse Eigenheiten, die nicht weggewischt werden können. Indem die Natur ein solches Land durch feste Grenzen von den übrigen absondert, ist es eine fast unausbleibliche Folge, daß bei den Bewohnern desselben ein Gefühl von Selbständigkeit und Unabhängigkeit sich bildet, das nicht bloß für sie, sondern als Beispiel auch für andere Völker höchst wohltätig werden kann und, wie die Geschichte von Europa es lehrt, in diesem Weltteil es geworden ist. Das Dasein einer solchen Macht gibt dem Staatensystem, wozu sie gehört, ferner dadurch eine größere Festigkeit, daß nicht leicht eine politische Revolution entstehen kann, die auf einmal das Ganze zertrümmerte, indem ein solcher Staat schon durch seine

Lage entweder völlig davon ausgenommen ist oder doch sich leichter davon befreit erhalten kann." (Heerens kleine historische Schriften. I. S. 258.)

Auch die übrigen Länder liegen, wie es sich für einen Wohnort unabhängiger Völker gebührt, am Meer und im Meere. „Das Meer ist das Element, worauf der Mensch sich die Flügel gibt, die die Natur ihm versagte." (Heinse.) Ein großes vom Meere verdrängtes Volk muß ersticken, weil es nicht Herr seiner Aus- und Einfuhr bleibt. Ein solcher entküsteter Binnenstaat kann alle sonstige Riesenstärke nicht gebrauchen. — Durch Krieg auf Leben und Tod muß er sein Verhältnis zu ändern suchen, gleich Rußlands unsterblichem Peter.

Um die Begründung und Aufrechterhaltung eines europäischen mißgestalteten Gleichgewichts sind langwierige Kriege geführt worden. Die künftige Zeit wird Kriege um Völkerscheiden erleben, aber es werden heilige Kriege sein.

II. Gleichmäßige innere Staatsverwaltung.

Die in diesem Kapitel von Jahn gemachten Vorschläge sind durch die geschichtliche Entwicklung längst überholt. Sie bleiben daher hier fort.

III. Einheit des Staats und Volks.

Das Streben nach Einheit ist das schöne Weihgeschenk der Menschheit, ein Gott, ein Vaterland, ein Haus, eine Liebe. Und das Einheitsverlangen ist das erste Sichselbstbewußtwerden eines beginnenden Volks. Wo es noch schlummert, kann es immer neu geweckt werden durch Natur und Wahrheit, ohne Künsteln und Gängeln. Zur Sonne schwingt sich der Adler mit erhabenem Flug, auf der Erde kriecht die Schlange in krummen Windungen, und die gerade Bahn ist der kürzeste Weg zum Ziel. Sie heißt Teilnahme der einzelnen Staatsbürger am Wohl und Weh des Ganzen, Entfernung der Absonderung, Hinleiten zum Gemeinwesen.

1. Allgemeine Versicherung.

a) Bei Feindesverheerungen;

b) Truppendurchzügen, eigenen und fremden;

c) Einquartierungen, wo doch oft ein großer Teil des Landes ein einziges Wirtshaus, jedes Haus eine Herberge wird;

d) Feuersbrünsten. Aber auch kein Haus und Gebäude in Städten und Dörfern erbaut, ohne Besichtigung der Stelle vom Bauamt;

e) Wasserfluten. Nicht bloß unter den im Deichverband Liegenden, sondern für sie vom ganzen Lande; denn die Ströme- und Flußdeiche sind zum Besten der Schiffahrt;

f) Mißwachs. Der Staat darf nicht Bischof Hattos Mäuseturm sein.

g) Belohnung und Verpflegung ausgedienter Landesverteidiger und anderer unvermögenden Staatsdiener.

h) Versorgung der Witwen und Waisen von im Kriege Gebliebenen, in Staatsdiensten arm Verstorbenen, von unbemittelten Vaterlandsfreunden. „Eidgenossen, ich will euch eine Gasse machen, sorgt für mein Weib und meine Kinder.“ Winkelrieds Worte der Heldenweihe.

i) Armenanstalten. Mehr als eine große Bettelvogtei, wo sich manche Staaten die Elenden ordentlich zutreiben, wie zu gewissen Zeiten in Schwedisch-Pommern, noch jetzt in Mecklenburg.

2. Kenntnis der allgemeinen Staatsangelegenheiten.

a) Staatskunde in jedem Unterricht. (Siehe Volkserziehung V. 5. d., Seite 46 f.)

b) Allgemeine Staats- und Volkszeitung. Die Reichsgesellschaft der Wissenschaften und Künste muß die Herausgabe besorgen. Alle Tage muß wenigstens ein Stück erscheinen, nicht auf Löschpapier, mit gutem deutschen Druck, in geschmackvollem Blatt und mit besondern, doch wohlfeilen Beiblättern für Anzeigen. Die Sprache sei mehr als gewöhnliches, volksfaßlich sein sollendes Geschwätz, würdevoll, allgemeinverständlich, voll Geist und Leben, in gewählten Ausdrücken, aber beileibe nicht gesucht. Geist erweckt Geist, zum Herzen spricht das Herz, die Wahrheit ist lauter und rein, braucht nicht Wortkram vom Teufelssachwalt. Halten muß diese Staats- und Volkszeitung jeder Gastgeber, Speisewirt, Herberger und Schenk, jede Gemeinde im Gemeindehause.

Wichtig ist die Benutzung der Zeitungen in den Nordamerikanischen Freistaaten und groß der Einfluß des Pekinger Hofblatts in China.

3. Allgemeines Bürgerrecht.

Nur einer sei Herr — der Staat; nur ihm, nur einem sei der Staatseinwohner untertan. Es gebe keine staatsbürgerlichen Pflichten ohne staatsbürgerliche Rechte. Es höre jede Knechtschaft auf, sie heiße Hörigkeit, Untertänigkeit oder Leibeigenschaft; ja, wenn sie auch nicht mit schönklingendem Namen angerühmt wird, wie die pommerschen Gutsbesitzer dem großen Friedrich solche schamlose Lügen aufhefteten. Knechtschaft macht gegen Herrschaftswechsel gleichgültig, Grundeigentum macht streitkühn zur Verteidigung. Es ist des Hausbewohners Kampf gegen den Einbrecher. Die Möglichkeit muß jeder vor sich sehn, Grundeigentum zu erwerben, und noch im Leben, nicht erst im Tode, wo die Erde doch ein Grab hergeben muß. Bürgerfreiheit macht gesund, froh und glücklich. Ein wohlgenährter Feldneger ist doch nur eine genudelte Gans, so wahr bleibt das Sprichwort: „Das Pferd, das den Hafer verdient, bekommt ihn nicht." Der Schweiß des Fröners ist Fluch, der Schweiß des Freien ist Segen; Freiheit hat Einöden belebt, Knechtschaft Lustgefilde verödet.

Abschaffung drückender Bevorrechtungen, der Kantonfreiheiten, Stapelrechte, Schiffergilden. Ein echter Vater hält keine Schoßkinder, auch geraten die immer am schlechtesten.

4. Gleichheit des Maßes.

Aller Messungsarten Maße gleich; gleiches Gewicht, gleicher Zinsfuß, und zwar keiner, wo der Staat selbst Kipper und Wipper ist; gleiche Wegeinteilung, gleiche Fahrgeleise.

5. Genaue Verbindung zwischen Bürger- und Kriegsstand.

Auch Rom zerfiel durch beider Trennung. Militärgerichte sind ein Widerspruch, England kennt sie auch nicht; in Dienstsachen wohl, aber nicht in bürgerlichen kann es Kriegsgerichte geben. Der gemeine Soldat habe seinen Gerichtsstand bei den Kreisgerichten, der Hauptmann bei den bürgerlichen Beamten. Nur eine Ehre gebe es — die Bürgerehre. Keiner dürfe sich in Friedenszeiten zur höheren Beförderung, auch nicht nach abgehaltener Probedienstzeit, Hoffnung machen, der nicht von der Markschule mit dem Zeugnisse der Reife gekommen. Junge Leute reizt der bunte Rock, der Degen und die andere Auszeichnung der Hauptleute. Alle adeligen Lernscheuen wollen Hauptleute werden, alle bürgerlichen Landwirte. Beide wähnen dann nichts Wissenschaftliches lernen zu dürfen.

6. Allgemeines bürgerliches und peinliches Recht.

Aufhören müssen dann die unendlichen mancherlei Satzungen, die das Recht ungewiß und die Rechtspflege weitläufig machen. „Deutschland hat (nach Seume) wegen Gerechtigkeiten keine Gerechtigkeit und wegen Rechte kein Recht."

7. Allgemeine Ausbildung der Muttersprache.

Ohne eine allgemeine Umgangs-, Schrift- und Büchersprache herrscht im Volke eine Verwirrung. Das Hochdeutsch ist eine Gesamtsprache und hat eine unendliche Bildsamkeit in sich; jeder Deutsche sollte es als ein notwendiges Bürgererfordernis lernen. Ein deutscher Bote hielt einst Hochdeutsch für Französisch.

Immerhin mögen die Mundarten als Volkssprachen bleiben, nur kein geschlossenes unzugängliches Gebiet gegen die Gesamtsprache behaupten. Dies hindert die Aufklärung, erschwert die Mitteilung. Alle Mundarten können unmöglich Lehr- und Büchersprache sein, aber für Volksdichtungen sind sie trefflich zu benutzen und zur Vollkommnung der Gesamtsprache.

8. Mischung der Menschen aus allen Provinzen in der Staatsdienerschaft.

Der Landsmannschaftsdünkel muß einem künftigen Volksgeist Raum geben. Vetterschaften werden weniger schädlich sein, wenn nie zwei Brüder in einem Kollegium, in einem Regimente, in einem sich berührenden Wirkungskreis angestellt werden, auch nicht Vater und Sohn, wenn nicht der letztere Gehilfe und bestimmter Nachfolger ist.

9. Versammlung der Tonangebenden zu gewissen Zeiten.

Die Tonangeber müssen sich zu gleichem Tone verähnlichen. Bei Gelegenheit von Reichstagen, allgemeinen Staats- und Volksfesten, großen Sehenswürdigkeiten lassen sich die Vornehmen, Reichen, Gelehrten und Künstler in die Hofstadt hinziehen.

10. Landsmannschaftsucht und Völkleinerei.

Alle Leiden, die seit dem Gedenken der Geschichte Deutschland betroffen haben, sind aus der Landsmannschaftsucht und Völkleinerei entsprungen. Dadurch wurden immer die Deutschen ent-

zweit, einsiedlerisch voneinander geschieden, mit Dünkel erfüllt, und die gemeinsame Sache ward fast nie allgemein begonnen und vollführt. Was im großen geschah, leisteten begeisterte Heilande, die das gesamte Volk aus dem alten Sündenwuste mit Schnellkraft fortrissen. Und so ging das Allgemeine von einzelnen aus, wenn deutsche Binnenvölker aufstanden, sich über Landsmannschaftsucht und Völkleinerei erhuben und als Vorkämpfer in die Schranken traten. Als Hermann sich wider die Völkervernichter in den Krieg und die Schlacht wagte, folgte nur ein Teil des Nordwestens seinem Paniere; Marbod saß mit der Macht des Ostens als Fischer im trüben still, und die batavische Reiterei rötete die Weser mit Bruderblut. „Hatten also die Teutschen (wie ihr Brauch noch ist) untereinander Krieg, dessen die Römer wohl lachen mochten.“ (Ein altes Zeitbuch.) Das macht die deutsche Geschichte zum großen Trauerspiele des Bürgerkrieges. Von Hermanns Ermordung an verfolgte uns der Fluch, daß aus Landsmannschaftsucht und Völkleinerei die Deutschen dem aufsätzig waren, der nur die Einheit des Volks ahnen ließ. So ließen sie die Brüder im Stich, die tatbegeistert ein großes Werk begannen. Die Schweizer mußten sich allein aus der Zwingherrschaft ringen, die Niederländer allein ihre Freiheit erkämpfen und die heldengeistigen Ditmarsen der dänischen Übermacht erliegen. Preußen ward von Polen zerrissen und nur durch die Brandenburger erhalten; Livland, wo der königliche Heermeister Walther von Plettenberg dem ländertollen Zaren die Waage hielt, endlich von seinen Nachbarn verschlungen. Die Brandenburger retteten Deutschland von Schwedentränken und Schwedenbeilen; man gab durch unzeitige Friedensschlüsse noch andern Feinden Spielraum, und ihr Großer Kurfürst vermochte nicht allein, die Schweden über das Meer heimzuschicken.

Habsburger und Zollern, die ein und derselbe Hochgedanke hätte — verbrüdern sollen, die keine persönliche Geschlechterfeindschaft trennte, deren Völker sich gegenseitig achteten — halfen sich nicht einander. — — — Das Nachspiel von Hohenstaufen und Welfen ward öfter blutig erneuert! Einmal, im Jahre 1770, schien der Hoffnungsstern zu schimmern, als sich Friedrich und Joseph besuchten, wie in der Abendsonne der Ritterzeit. Es setzt die beiden Herrscher dies deutsche Zutrauen weit höher, als wenn sie ihren sonstigen Nebenbuhler zertreten hätten. Und Friedrich sagte dem Kaiser, „er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an; denn er würde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen wären, und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, einander eher

beizustehen als aufzureiben. Der Kaiser antwortete: Für Österreich gäbe es kein Schlesien mehr; hierauf ließ er auf eine sehr gute Art etwas davon fallen, daß, solange seine Mutter lebe, er sich nicht schmeicheln dürfe, einen hinlänglichen Einfluß zu erlangen; jedoch verhehlte er nicht, daß bei der jetzigen Lage der Sachen weder er noch seine Mutter zugeben würden, daß die Russen im Besitz der Moldau und Wallachei blieben." (Friedrichs hinterlassene Werke. V. S. 34.) Das erste war mustergültig und volkstümlich gesprochen, das letzte herrlich im Geiste eines künftigen donauischen Österreichs. Noch späterhin stimmt damit, wie Joseph am 7. September 1776 bei Prag um den Baum, der Schwerins Heldenopferung bezeichnet, ein Viereck schließen ließ und mit Kleingewehr- und Geschützfeuer des Helden Gedächtnis verherrlichte.

So balgen und raufen sich Jugendgespielen, und felsenfest steht dann die Männerfreundschaft auf der frühgefühlten gegenseitigen Kraft.

Wer kein anderes Gefühl hat, als in den Fingerspitzen, die er zur Hantierung gebraucht, und glaubt, die ganze Welt müsse sich um seinen Dreifuß drehen — ist ein Philister. Wem aber der erbärmlichste Schlammgraben das Herz engt und die jämmerlichste Ringmauer den ganzen Gesichtskreis verhüllt, wer nichts Tieferes kennt, als die Viehschwemme und den Ziehbrunnen, nichts Höheres ahnt als den Wetterhahn auf dem Glockenturm — bleibt ein Kleinstädter. Wer endlich schon darum allein Menschen ausschließlichen Wert beilegt, weil sie mit gleichem Wasser getauft, mit dem nämlichen Stocke gezüchtigt, denselben Kot durchtreten oder von Jugend auf gleiche Klöße, Fische und Würste mit Salat gegessen, dieselbe Art Schinken und jütländische Ochsen verspeiset oder Pumpernickel, Spickgänse und Mohnstriezel verzehrt, und deshalb nicht mehr verlangt, sondern geradezu fordert, daß jedermann echt kloßicht, wursticht, fischicht, salaticht, schinkicht, jütochsicht, pumpernickelicht, spickgänsicht und mohnstriezelicht bleiben soll — liegt am schweren Gebrechen der Landsmannschaftsucht danieder. Wer indessen von der Verkehrtheit ergriffen war, seine Hufe Land für ein Königreich, seine Erdscholle für ein Volksgebiet anzusehen und die andern Mitvölker und Invölker des Gesamtvolks nebenbuhlerisch anzufeinden, damit nur statt eines Gemeinwesens das Unwesen von Schöppenstedt, Schilda usw. bestehe — hatte teil an dem Unsinn der Völkleinerei, in welcher Deutschland unterging.

Bis jetzt war der Rhein, „wie er durch Felsen mit Riesenkraft in ungeheurem Sturz herabfällt, dann mächtig seine breiten Wogen

durch die fruchtreichen Niederungen wälzt, um sich endlich in das flache Land zu verlieren, das nur zu treue Bild unseres Vaterlands, unserer Geschichte und unsers Charakters."

11. Aussichten und Ahnungen.

In nichts Geringeres wollen wir sie setzen und in nichts Gefährlicheres, als in den ewigen Gang der menschlichen Dinge und in eine nach aller Wahrscheinlichkeit entfernte Zukunft.

„Die nach menschlicher Weise am besten organisierten Reiche und mit der größten Weisheit regierten Staaten tragen, wie der physische Mensch, schon in ihrer Blütezeit und gleich bei ihrem Entstehen den Keim ihres künftigen Untergangs in ihrem Busen; diesen fatalen Zeitpunkt so weit als möglich zu entfernen, ist alles, was menschliche Weisheit und Vorsicht, begleitet von den günstigen Zufällen, nur immer zu tun vermag. Der Moment wird also auch erscheinen, wo die Hand einer gewaltigen Nemesis das große, jetzt noch immer mehr anwachsende Weltreich erreichen wird. Nicht anders als gewaltsam und erschütternd wird dessen Fall sein, und, ebenso wie ehemals der zusammenstürzende römische Koloß, eine halbe Welt mit seinen Trümmern zerschmettern; dann werden aber auch, sobald der Sturm und Kampf der politischen Elemente vorüber sein wird, sich aus den Ruinen überall neue Formen erheben.

Durch seine physischen Grenzen ist Deutschland von der Natur zu einem großen, selbständigen Staate bestimmt, durch seine Riesenkräfte und durch den Überfluß seiner Erzeugnisse und Reichtümer gleichsam hierzu berufen; es bedarf keiner fremden Kronen, um glücklich, keines fremden Schutzes, um von der ganzen Welt gefürchtet und geachtet zu sein. Um zu wissen, was zu tun sei, darf es sich nur das große Archiv seiner Erfahrungen öffnen lassen; auf jedem Blatt wird es überzeugende Beweise finden, daß eine Verfassung, welche einen Staat nicht gegen äußere Gewalt schützen kann, nichts tauge, wenn auch selbst durch ihren segenvollen Einfluß im Innern ein Paradies gegründet würde."

„Wenn die in den Geschichtsbüchern zusammengehäuften Erfahrungen des Menschengeschlechts nicht lügen können; wenn Geschichtsstudium einen höhern Zweck hat, als bloß einer müßigen Neugierde zu frönen; wenn es also eine Philosophie der Geschichte gibt, und nicht alles, was je geschah, das bloße Spiel eines blinden Zufalls ist, sondern eine weise Allmacht die moralische wie die physische Welt nach ewig unwandelbaren Gesetzen regiert, so kann auch das trauernde

Deutschland getröstet einer künftigen glänzendern Periode entgegensehen, welche gewiß einst auf die gegenwärtige ruhmlose Epoche folgen wird. Sicher wird und muß die Zeit kommen, wo die deutsche Nation, durch weise Gesetze unter einem mächtigen Monarchen vereint, zwar nicht als ein alleingebietendes, aber doch als eines der herrschenden Völker in dem großen europäischen Staatenrat seine vollwichtige Stimme wieder geben wird. Selbst die Geschichte Deutschlands öffnet uns diese beruhigenden Aussichten; noch hat Deutschland nicht den ganzen Kreis von Revolutionen durchlaufen, den es durchlaufen muß, um das zu werden, wozu es der hohe Ruf der Natur bestimmt hat."

„In seinem ersten Zeitraume kämpfte es mit einer von keinen Gesetzen und nur durch ein schwaches Herkommen schwach gezügelten despotischen Gewalt. Ungleich aber ist der Kampf des Despotismus mit der Standhaftigkeit eines durchaus frei sein wollenden Volks, und so wurde aus der Despotie ein aristokratischer Freistaat. Stets war aber noch jede aristokratische Verfassung die Mutter der Anarchie, und so wurde auch diese, nachdem die große Religionstrennung erfolgt war, in Deutschland auf lange Zeit permanent. Anarchie und Kraftäußerung gegen außen sind zwei ganz unmögliche Dinge; kann also das Übel im Innern nicht geheilt werden, so führt es zur fremden Knechtschaft. — — —"

„— — — Ein Glück für das seufzende Deutschland, wenn dasselbe, solange dieser Zeitraum dauern wird — sich in seine Lage geduldig, aber auch wohlbedächtlich zu schicken weiß. Gegen allen fremden (seinen Geist, seine Sitten und das Eigentümliche seines Charakters) verpestenden Einfluß muß es sich schützen; sich wieder mit dem Mark [seiner] Alten nähren, seinen Nationalgeist beleben, auf die innern, seither in toten Schlummer versunkenen Kräfte seiner Bürger hinwirken und durch die gegenwärtige Lage nicht seinen Mut verlieren, sondern vielmehr mit Entschlossenheit auf eine bessere Zukunft hinarbeiten."

„Behauptet sich die Nation in jeder moralischen Hinsicht als eine eigene Nation, so wird auch durch den Strom der Zeiten und Ereignisse endlich der Augenblick herbeigeführt werden, in welchem das Glück sich wieder mit ihr versöhnen wird. Die Periode des höchsten Flors von Deutschland dürfte dann die längste in seiner Geschichte sein. Von einer abermaligen nordischen Völkerwanderung oder von zahlreichen tatarischen Schwärmen, welche über den Rücken der uralschen Gebirge sich nach dem nordwestlichen Europa hinwälzen könn-

ten, würde wenig zu befürchten sein. Nur eine große physische Revolution, die einen Teil des europäischen Kontinents, wie weiland die große Insel Atlantis, in Meer verwandeln und aus den Tiefen des Ozeans ein neues Weltviertel hervorgehen ließ, könnte alsdann dem neueren germanischen Reiche sein Ende herbeiführen." (Was hat Europa zu fürchten und zu hoffen? 1806.)

IV. Kirche.

Von Jahns Ausführungen über die Kirche hat nur noch der nachstehende Abschnitt Bedeutung.

Keiner, der auf geschichtliche Bündigkeit Anspruch macht und die Mühe gründlicher Untersuchung sich nicht verdrießen läßt, wird der Selbstfrage entgehen können, warum nur unter den Deutschen die ersten Wiederhersteller des Urchristentums entstanden; warum nur hier alle von diesem Geist ergriffenen Völkerschaften die Sache als volkstümlichen Gegenstand ansahen und als wahre Volksangelegenheit betrieben, wie überhaupt nirgends eine so wichtige Sache ans Volk gerichtet und von keinem Volk auch so lebendig ins Innere aufgenommen und so rüstig gegen Außengewalt durchgesetzt worden ist. „In dem Mittelpunkte von Europa, in Deutschland entsprungen, äußerte sie, gleich einem Erdbeben, ihre Gewalt nach allen Seiten. Indes blieben doch Länder in diesem Weltteil übrig, welche ihre Wirkungen nicht erreichen konnten; und es ist um so interessanter, einen Blick auf diese zu werfen, da die Reformation für einige derselben, wenn auch nicht positiv, doch negativ wichtig wurde. Wenn Rußland im Osten von Europa aus den bereits oben erwähnten Ursachen außerhalb jenes Kreises blieb, so blieben es Spanien und Portugal im Westen sowie Italien im Süden. Die geographische Lage derselben erklärt diese Erscheinung auf keine genugtuende Weise; Länder und Gebirge sind keine Barrieren für Meinungen. Es ist zwar wahr, daß die strenge Wachsamkeit der spanischen Regierung in diesem Reiche der neuen Lehre den Eingang erschwerte; allein in Italien drohte doch keine solche Inquisition wie in Spanien, und wer zweifelt überhaupt jetzt noch daran, daß die Dämme der geistlichen und weltlichen Polizei zu schwach sind, den Strom der Ideen aufzuhalten? Die Ursachen liegen tiefer und lassen sich nur aus den Charakteren der Nationen erklären. Die alte Religion war eine Religion, die offenbar mehr für das Gefühl (der groben Sinnlichkeit) als für den Verstand berechnet war; die neue Lehre, indem sie alles auf die Ver-

änderung von Dogmen baute, indem sie dem Kultus fast alles Sinnliche entzog, berechnete ihre Wirksamkeit nur auf den kalten Verstand (und das kindliche Gemüt) und raubte der Phantasie und dem Gefühl fast jedes ihrer Idole. Sie war für den (germanischen menschheitlicheren) Norden, nicht für den Süden berechnet (der, wenn auch durch schöne Künste verfeinert, sich noch nie vom alten Fetischdienst losgewunden hat). Der ruhig-forschende Geist der germanischen Nationen fand in ihr die Nahrung, die er bedurfte und suchte; und die Grenzen der Wohnsitze dieser Völker wurden daher von den Küsten von Schottland und Norwegen bis zu den helvetischen Alpen, im ganzen genommen, auch ihre Grenzen. Der feurigen Phantasie, dem lebhaften Gefühl (der Grobsinnlichkeit) der südlichern Völker, besonders des andern Geschlechts, konnte sie nicht gefallen. Will man der Spanierin, der Italienerin ihre Madonna oder ihre Heiligen (die himmlischen Urbilder ihrer irdischen Buhlschaft mit Cicisbeen und Cortejos) rauben? Umsonst wird man es versuchen! Man würde ihr mit ihnen ihren Trost (in Ausschweifungen) und ihre Beruhigung (in Sünden) nehmen." (Heeren in seiner Entwickelung der politischen Folgen der Reformation für Europa. Kleine historische Schriften. I. S. 77 ff.)

Selbst als sogenannte Heiden waren die Germanen keine Götzendiener oder gar Fetischverehrer. Karl der Große schrieb wider den Bilderdienst, und auf einer allgemeinen Versammlung der Bischöfe seiner Staaten wird diese Absagung 794 gebilligt und die Einführung und Verehrung neuer Heiligen verboten. Und auch nur der germanische Geist war zum Wiederauffassen des Urchristentums geschickt; kein anderes Volkstum war dazu menschheitlich genug, weder das aus dem abgestorbenen römischen neuhervorgetriebene, noch das völkerreiche slavische.

Luther bleibt ein ewiger Ehrenname unter den Völkerheilanden und den Großgeistern seines Volks, selbst bei seinen Glaubensgegnern; und wenn man ihm auch kein anderes Verdienst lassen müßte, als das unsterbliche um die Sprache. „Die Übersetzung der Bibel in die Volkssprache seines Vaterlandes war daher eine seiner ersten Arbeiten. Diese Unternehmung, so wie er sie ausgeführt hat, erforderte Gaben, Wissenschaft und Kräfte, wie sie sich in keinem seiner Nachfolger beisammen gefunden haben. Die nach ihm gekommen sind, hatten sein Werk vor sich und konnten es benutzen; sie waren mit so vielen Hilfsmitteln ausgerüstet, ihnen standen so viele Vorarbeiten gelehrter Schriftforscher zu Gebote, daß es ihm keine Schande sein

würde, wenn er hinter ihnen zurückgeblieben wäre. Wenn sie ihn daher auch in noch so vielen Einzelheiten haben berichtigen können, die auf den Wert des Ganzen keinen bedeutenden Einfluß haben, so kann doch dieser Vorzug seinen Ruhm in nichts verdunkeln und noch weniger sein Verdienst im geringsten herabsetzen."

„Eine Verdeutschung der Bibel war eine Arbeit, der zu seiner Zeit nur ein außerordentlicher Mann gewachsen sein konnte; und so wie sie ihm gelungen ist, übertraf sie die Erwartung aller seiner Zeitgenossen, die sich von einem so hohen Grade der Vollkommenheit kaum einen Begriff machen konnten. Denn noch die spätere Nachwelt bewundert in Luthers deutscher Bibel den Geist des Übersetzers, die Kraft der Sprache, ihre Würde und Anmut, den richtigen Geschmack, das feine Gefühl, die Gewandtheit, womit er den Ton jeder Gattung von der einfachsten Erzählung bis zu dem erhabensten und begeistertsten Psalm auszudrücken weiß, sowie die Leichtigkeit und den Wohlklang, der dem Ohre gefällt und dem Gedächtnisse zu Hilfe kommt."

„Diese Bewunderung wird noch dadurch erhöhet, daß Luther sich seine Sprache erst selbst schaffen mußte. Er ist der Dante der hochdeutschen Sprache. Wie dieser sammelte er aus allen deutschen Idiomen [was wir ihm noch immer nachtun sollten und die Besseren auch nachtun] das Bedeutsamste und Wohllautendste, um es nach den Regeln der Analogie seinem meißnischen Volksidiom einzuverleiben. Seine Sprache ist die Grundlage unserer klassischen Büchersprache geblieben, und das beweist, wie sehr ihm sein Versuch gelungen sei." (Eberhards Geist des Urchristentums.) „Ja, selbst die Gestalt, in der die Bibel vor unsern Augen liegt, diese Sprache der Deutschen, in der Luther, der deutsche Mann, so kräftig wie er selber war, vor fast dreihundert Jahren die Offenbarungen Gottes verdolmetschte, selbst diese alte deutsche Sprache gibt dem heiligen Buche für uns eine Ehrwürdigkeit, die verlorengehen müßte, wenn für den öffentlichen Gebrauch ein neueres, vielleicht schöneres, feineres, wohlklingenderes, aber gewiß nicht so kräftiges Deutsch an die Stelle der alten Luthersprache treten sollte." (Hansteins christliche Belehrungen und Ermunterungen in Predigten.)

So ward Luther für das gesamte deutsche Volk ein Raummacher, Wecker, Lebenserneuerer, Geistesbeschwinger, Ausrüster mit der edelsten Geisteswehr, Herold eines künftigen Bücherwesens und der Erzvater eines dereinstigen deutschen Großvolks durch das aufgefundene Vermächtnis einer Gemeinsprache. In ihr, in dem wahren Hoch-

deutschen, hat er seinem Volke einen einenden, bindenden, bündenden Geist hinterlassen, der späterhin alle die großen Vorkämpfer angehaucht hat, die mustergültiges Deutsch in ihren Werken verewigten und diese durch jenes.

V. Volkserziehung.

1. Ein Wort über Verziehung.

Erziehung ist der Menschheit Edelstein, nur den Auserwählten ward sie zuteil, allgemein war sie noch niemals. Sie, die jedem Menschen am nächsten liegt, von der jedermann spricht, in die jedermann pfuschert, ist das Allerunbekannteste. Wenige Menschen sind wirklich erzogen, noch weniger können erziehen; aber leider erzeugen auch Krüppel an Leib, Herzen und Geist. Solche Kuckucksseelen sollten sich vor wilden Tieren schämen!

Mit seiner Geburt ist der Menschensäugling an die Welt geknüpft, an die physische tierisch durch seine Bedürfnisse, an die sittliche geistig durch seine Rechte. Es ist sein Vorrecht, zum Vernunftwesen erzogen zu werden. Für dies Erbgut ist die Gesellschaft, der durch Geburt er einverleibt wird, sein Vormund. Ob sie vergißt, seinen Namen in Listen einzutragen, kann ihm gleichgültig sein, wenn sie ihm nur den Weg seiner Bestimmung eröffnet. Aber wo sind die Wächter der Kindheit, die Leithände beginnender Kraft, die Wegweiser der Jugend? Wo sind die Ärzte, die vor Ansteckung bewahren und ihre Anbefohlenen mit einem sichern Vorbeugungsmittel in die Welt entlassen? Väter und Mütter, nur zu sehr entheiligte Namen, ihr sollt es sein! Ohne euch ist alle andere Mühe und Arbeit an euren Kindern verloren! Wir haben die Natur verlassen, nun verläßt sie uns wieder. „Menschlichmachung durch Erregung eigener Selbsttätigkeit" ist Menschenerziehen, und diesem widerstreiten die meisten Erziehungsarten im kleinen und großen. Fast alles besteht in Versuchen hin und her, ohne Untersuchung: „Was ist Menschenbestimmung, und wie können sie ihm andere erleichtern?" Dem Notknecht Zufall darf nicht anvertraut bleiben, der Mühe des Nachdenkens zu überheben. Bloße Versuche auf Geratewohl sind in der Erziehung gefährlicher als in der Heilkunst. Hier geht im schlimmsten Falle nur das Dasein verloren, dort das Leben. Der ungeschickte Arzt begräbt seine Schande, es wächst Gras darauf, man vergißt sie und ihn. Den gewissenlosen Erzieher klagen die Rabensteine an und die Zuchthäuser und Erb-

sünden, für welche die Weltgeschichte keine Vergebung hat. Ein Glück für die Menschheit, daß ein Mensch viel Stürme an Leib, Geist und Herz überstehen kann.

2. Kindlichkeit.

Was das herrliche Wort „Kindlichkeit“ ausdrückt, müssen manche vergötterte Sprachen umschreiben. Kindlich und Kindlichkeit sind von kindisch und Kindischheit unterschieden, wie weiblich von weibisch.

Wenn die Kinder nicht mehr kindlich ihren Lebensanfang beginnen, werden die Eltern kindisch, und so folgt die Strafe der Sünde auf dem Fuße. Wo das Mädchen nicht töchterlich, der Knabe nicht söhnlich gelassen wird, kommen Vater und Mutter unter die Puppe und das Steckenpferd entkindlichter Jugend. Ist erst die schöne Kindlichkeit heraus, so wirkt die bloße tierische Kindschaft nicht viel mehr, und vergebens wird man in spätern Jahren versuchen, das Versäumte nachzuholen. Das vergröberte Gefühl verknöchert sich in einen Krebspanzer, jeder geschnellte Witzbolzen prallt ab; zweideutiger Scherz, doppelsinniger Spaß und nörgelnder Spott regen das dickfellige Gürteltier — nur zur Naseweisheit. Ein steuerloser Nachen, treibt die Kindheit ohne Kindlichkeit auf dem Jugendstrom; und dann suchen die Weltlinge durch Laster ihre Pflegebefohlenen zu bilden, durch Leidenschaften Tugenden einzuimpfen. Der Ehrgeiz soll als Reizmittel Wunderdinge tun; und mit ihm keimen, wurzeln, wuchern, wachsen und treiben, als unzertrennliches Gefolge, Eitelkeit, Stolz, Neid und Locksucht. Unsere Alten begegneten dem Aufkeimen solcher Leidenschaften durch Zuchtmittel, und die Kindlichkeit verkam weniger unter Rute und Stock. Jetzt erbettelt, erschmeichelt, erküßt und erschenkt man sich Folgsamkeit und Gehorsam und kauft die häusliche Ruhe den lieben Rangen ab, wie die schwachen Handelsvölker den Seeräubern freie Fahrt. Dafür hatten auch sonst Eltern die frohe Aussicht, in ihren wachsenden Kindern ein neuverjüngtes Nachleben zu führen. Jetzt können sie darin nur mit Schrecken die Heimsuchung ihrer Sünden und ein irdisches Wiedervergeltungsgericht ahnen. Verkehrt sind die Maßregeln! — Wie kann die Kindlichkeit bestehen?

a) Man zieht die Kinder zu allen Gesellschaften, wodurch sie frühzeitig altkluge Taugenichtse werden und Sünden vom Hörensagen lehrbegriffsmäßig kennenlernen, die das zarte Alter noch unfähig ist auszuüben. Erschrecklich, daß es so weit gekommen ist, daß der gesellschaftliche Umgang der Erwachsenen verderblich für die Jugend wirkt!

Und der Mensch ist im gesellschaftlichen Leben bald wie der Stein, der durch Anhäufung von außen wächst, bald wie der Schwamm, der jede Feuchtigkeit einsaugt. Die Viehzüchter wissen es längst, daß junges Vieh am besten gedeiht, je weniger es durch Menschenhände geht, und nennen solch vorwitziges Zuchtspiel Markeln, von dem es ein geistiges und herziges ebensogut gibt, als ein reintierisches.

b) Man läßt die Kinder an der ganzen Lebensweise der verkehrten Welt teilnehmen, wo der Tag zur Nacht, die Nacht zum Tagewerk und Nichtstuerei zum Zeitvertreib wird.

c) Die Kinder machen alle Vergnügungen mit, amusieren und ennuyieren sich — Begriffe und Dinge, so es in jener Kinderwelt noch nicht gab, aus der mannliche Männer und weibliche Frauen hervorwuchsen. Jetzt wird durch Hineinstrudeln in die Vergnügungsjagd und in den Genußrausch der Jugend alles gleich überdrüssig — Arbeit, Lehre, Unterweisung, Leben, Genuß, ja, die Welt selbst. Denn unter sich haben unentkindlichte Kinder nie Langeweile. Diese lernen sie schulmäßig in unsern großen Frongesellschaften, und das Höchste der Weltbildung ist dann, sie mit Anstand zu ertragen und ohne sich es merken zu lassen.

d) Die Kinder werden in alle Sinnengenüsse und Sinnschwelgereien eingeweiht, als sollten sie das hohe Priesteramt bei den Orgien verwalten; sie werden zu Feinnasen und Feinzünglern abgerichtet, als hätten sie alle mehr denn ein Kaisertum zu verzehren.

e) Wetterwendisch werden sie früh in der Kindheit durch einen Speicher von Spielsächen, durch eine Rüstkammer von Spielzeug; denn der Mensch kann auf keinerlei Weise das Pfropfen, Stopfen und Nudeln verdauen.

f) Treibhäuserei macht die Kinder groß vor den Jahren, verlebt vor der Reife und alt vor der Zeit. Was hilft's, daß die Schnürbrüste verbannt sind und doch der Geist mit der Schraube gehoben, den Gefühlen in den Jahren des Wachstums ein Putzkleid angemessen und der Lebenskraft ein chinesischer Kleinmeisterschuh angepreßt wird?

Kann die Kindlichkeit nicht wieder in der Jugendwelt herrschen, so ist es weit wohltätiger, das ganze Erziehungsgeschäft aufzugeben. Besser bleibt immer gar keine Erziehung, als eine schlechte!

„— Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt." Schiller.

3. Begriff von Volkserziehung.

Der Demant wird nur durch den Demant geschliffen, ebenso nur durch Volkserziehung das Volk erzogen. Unter den Völkern sind jetzt erbliche Übel; sie waren es nicht von Anbeginn, so können sie einst aufhören. Ein Heilungsverfahren von Grund aus ist in der Volkserziehung gegeben. Sie impft mit Schutzstoff den alten Stamm, läßt ihn sonder Gefahr die Keime aller künftigen Seuchen verlieren, zieht im Volk ein neues veredeltes Volk auf. Volkserziehung soll das Urbild eines vollkommenen Menschen, Bürgers und Volksgliedes in jedem Einzelwesen verwirklichen. Auf alle natürlichen, geistigen und sittlichen Bedürfnisse muß sie Rücksicht nehmen, mit ihnen sich zu einem rechten, wahren und schönen Volkstumsgeist erheben und so, als ein freies selbständiges Werk in die Ewigkeit hineingebaut, fortdauern. Aus ihrer Schule wird das Volk hervorgehen, als Tatvolk lebend, nicht als bloßes Namenvolk daseiend; sein äußerer Staatsverband wird durch die innere Bundeskraft bestehen, es wird nicht zu einer Weltflüchtigkeit verirren, gleich Zigeunern und Juden. So ist Volkserziehung ganz etwas anderes und Höheres, als eine volksmäßige, volkstümliche Erziehungsweise. Volksmäßig erziehen ist ein übersetzter Auszug jener Urschrift. Volkstümlich Menschen bilden ist ein Aufrechterhalten des dereinstigen Volks, eine Vorbereitung zum Inswerksetzen künftiger Volkserziehung. Es ist das scheintote Feuer unter dem Aschenhügel. Volkserziehung ist Anerziehung zum Volkstum, ein immer fortgesetztes Indiehändearbeiten für die Staatsordnung, heilige Bewahrerin des Volks in seiner menschlichen Ursprünglichkeit. Sie — Verfassung — und Bücherwesen bleiben Schutzwehren, wenn schon alle Heere aus dem Felde geschlagen sind, bereits alle Festen in Schutt liegen, kein Krieger mehr widersteht.

4. Unsere Bedürfnisse.

Preußen umfaßt den Nordosten von Deutschland, keinen natürlichen Lustgarten der Erde, erst durch Menschenhände von feindlichen Elementen erobert und durch ewig regen Fleiß nur gegen sie zu behaupten. Merken wir nun auf alle Umgebungen; betrachten wir die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, was wir ihm jetzt schon abgewinnen und künftig durch steigende Bildung nebst Hinwegschaffung hemmender Ursachen noch abzwingen können. Entgeht uns nicht die daraus folgende Notwendigkeit der Mehrzahl unsers Volks zu harten

Leibesarbeiten, zu schwereren, als die Nachbarvölker zu übernehmen haben? Beobachten wir den veränderlichen Witterungswechsel von der Regenzeit zum austrocknenden Ostwind, von der Hitze, die Mohren sengt, bis zum Frost, der Polarmenschen einschrumpft, die größere Menge der gröberen physischen Notwendigkeiten, deren Einfluß auf Leib, Geist und Herz; endlich das Umdrängtsein und Eingeklemmtwerden von mächtigeren Völkern, gegen die Mutter Natur weniger stiefmütterlich haushielt; fassen wir dies alles zusammen, so wird sich ergeben, daß die Preußen besonders, und die Deutschen überhaupt nur durch Wechselwirkung von Volks-, Verfassungs-, Erziehungs- und Bücherwesen als ein edles, selbständiges Volk gedeihen können. „Wer möchte hier wohnen, wenn hier nicht Freiheit wäre", lehrt Schillers Tell seinen Knaben, die Alpentäler mit Gefilden vergleichend.

5. Gegenstände.

Hochwichtig sind die Fragen, unter welchen Bedingungen eine deutsche Volkserziehung uns immerdauernde Verjüngung, Neuauflebung und Vollkommnung zusichern kann. Eine Lösung ist in folgendem versucht. Wenn sie nicht hinlänglich befriedigt, so bedenke der Leser, daß dies der allererste Versuch der Art ist. Als Bill wird die Auseinandersetzung beim deutschen Volke eingebracht. Das mag sie verwerfen oder eines gutmeinenden Einzelwesens gefühltes Recht zum Gesetz erheben. Schrift ist die Münze der Geister!

a) Menschenbildung.

Unerläßlich bleibt die Erziehung zum wahren Menschen, zu einem vernünftig denkenden, menschlich fühlenden und selbsthandelnden Wesen. Nur die einträchtige Ausbildung des gesamten Menschen bewahrt vor aller und jeder leiblichen und geistigen Verkrüppelung und Verzerrung. Wehe der Erziehung, die sich zu Abrichtungshandgriffen erniedrigt und mit Pfuschergewalt in die Natur greift, statt vermittelnd herbeizutreten. Es ist keine Menschenbildung, wenn das Einzelwesen auf Kosten geistiger Bedürfnisse staatsbürgerliche Fortschritte macht, der Geist zum Schaden und Nachteil der Kraft und Gesundheit hochfliegt und endlich der Körper nur auf Unkosten des Geschmacks und der Menschlichkeit auf gut tierisch besteht.

b) Ersterlernen der Muttersprache.

Erziehen ist nicht ohne Lehren, Erzogenwerden nicht ohne Lernen; erziehungsbedürftig ist der Mensch, erziehungsfähig wird er erst durch

die Sprache. Nur durch die Sprache denkt er. Ohne Sprache gibt es kein Festhalten der Begriffe, kein Bestimmen derselben zum Urteil, kein Aneinanderreihen von diesen zu Schlüssen. Nur eine Mutter hat jeder Mensch, eine Muttersprache ist für ihn genug. Wehe dem Säugling, der einer Amme bedarf, wehe dem Kinde und jedem Unsprachfertigen, die zur Muttersprache noch gleich eine Ammensprache mitlernen müssen. Die Mutterliebe ist der beste Dolmetscher der Sprechensanfänge, Lallen und Stammeln bildet sie helfend zur Sprache. So wird mit dem Lebensmorgen die Muttersprache das offene Tor zu Herz, Gedächtnis und Verstand; fremde frühzeitige Plapperei öffnet eine Afterpforte mit Diebesschlüssel. Zwei Mütter gebären nicht einen Leib, zwei oder noch mehrere Sprachen zugleich entfalten kein Sprachvermögen. Vorder- und Hintertür zugleich im Hause aufgetan, gibt Zugluft; Pferde, zugleich vorwärts und rückwärts vor und hinter den Wagen gespannt, werden ihn nicht weit aus der Stelle bringen. Sollen in früher Jugend zwei oder mehrere Sprachen zugleich ihre Wirksamkeit äußern, so müssen sie sich mit den Vorstellungen kreuzen, den Gedankenzusammenhang stören, den ganzen Menschen verwirren. Wie im hohen Alter, in der zweiten Kindheit es irrt, viele Sprachen gekonnt zu haben, so unausbleiblich im zarten Lebensanfang. In der Muttersprache widerhallen alle Hochgefühle, des Herzens ausgeschollene Klänge, vom ersten Wiegenlaut bis zur Liebe wundersüßem Wonnekosen.

In einer Sprache wird man nur groß. Homer und das ganze mustergültige Altertum, Ariosto, Tasso, Cervantes und Shakespeare verplapperten gewißlich nicht ihre Muttersprache in fremden Wörtern. Sprechen ohne Sprache, Sprachen kennen und doch keine einzige in seiner Gewalt haben, wissen wie Brot in allen Sprachen heißt, es aber in keiner verdienen, Rabennachsprechen, Starmätzigkeit und Papageienkunst — entstellen kein Volk so sehr als das deutsche, und unglücklicherweise finden wir diese Mißgeburten schön, wie manche Gebirgsleute ihre Kröpfe. Unsere Affenliebe für fremde Sprachen hat lange schon Windbeutel, Aufblasefrösche und Landläufer wichtig gemacht, in den fremden Sprachlehrern gefährliche Kundschafter ins Land gezogen. Fremde Sprachen sind für den, der sie nur aus Liebhaberei und Plappermäuligkeit treibt, ein heimliches Gift. In einer fremden Sprache wird man vor einer Anstößigkeit schon weniger rot, und in manchen klingen die Lügen sogar schön. Klar wie des Deutschen Himmel, fest wie sein Land, ursprünglich wie seine Alpen und stark wie seine Ströme bleibe seine Sprache. Sie lerne der Schrift-

steller und Redner stimmen wie der Tonkünstler das Werkzeug, auf dem er Wohllaut hervorzaubert.

Es ist nicht willkürlich, welche Sprache das Kind zuerst lernt. Himmelsstrich, Luft, Erde haben Einwirkungen auf die Sprachwerkzeuge.

Unglückliches Deutschland! Die Verachtung deiner Muttersprache hat sich fürchterlich gerächt. Du warst schon längst durch Fremdsucht ohnmächtig, durch Götzendienst des Auslandes entwürdigt. Nie hätte dein Überwinder so vielfach in einem andern Lande gesiegt, wo die Vergötterung seiner Sprache nicht mitgefochten. Schreibt doch schon 1752 an Argental Voltaire (der echteste Erzfranzose, „der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller" nach Goethes treffendem Ausspruch): „Ich bin mehrmals erstaunt über die Fortschritte, welche unsere Sprache in fremden Ländern gemacht hat; wohin man sich auch wenden mag, man ist in Frankreich. Ihr habt, meine Herren, die Universalmonarchie erlangt, die man Ludwig XIV. vorwarf, und von deren Besitz er so weit entfernt war." Diese Sprache hat deine Männer betört, deine Jünglinge verführt, deine Weiber entehrt. ——— Deutsche, fühlt wieder mit männlichem Hochsinn den Wert eurer edeln lebendigen Sprache, schöpft aus ihrem nieversiegenden Urborn, grabet die alten Quellen auf.

c) Lesen der mustergültigen volkstümlichen Schriften.

Bücher gibt es über alles, von der Götterhoheit bis zum Teufelsabschaum. Darum muß die Kunst zu lesen frühzeitig in der Schule geübt und lange bis zur Befestigung des Gemüts fortgesetzt werden; sonst verirren die Mittelmenschen (und das sind die meisten) im Bücherdickicht. Überladung gewährt nimmer Genuß, jede Gesundheit kann man dadurch einbüßen, leibliche, geistige, sittliche. Ohne Plan und Wahl durcheinander lesen ist eine Magenüberfüllung, und das Gelesene unverdaut gleich brühwarm wieder anbringen, die alte Sage vom Vielfraß, der vorne hineinschlingt und hinten hinauszwängt. Aus Langerweile und zum sogenannten Zeitvertreib lesen, bleibt eine höchst armselige geschäftige Nichtstuerei von Müßiggängern, die nie das wahre Leben erkannten. Aber auch die bessere Seele, die sich im Lesen erholen will, naht Gefahren, wenn sie so weg lieset, was der Zufall in die Hände spielt, Unverstand auspreist, Gernemitsprechen anlobt, und des Bücherleihers Garküche anrichtet. Romane — Geschichtdichtereien sind die tagtägliche Hausmannskost für der Lesegierigen Heißhunger, und nur wenige Ausnahmen dieser losen

Ware können Speise werden. Diese sogenannten Unterhaltungsbücher werden zusammengeschmiert von elenden Hungerleidern, die mit dem Bettelverdienst ihr Jammerdasein aufhalten. Roh ist die Sprache, plump die Darstellung, grob das Gefühl, durchfallend der Witz, flügellahm die Einbildungskraft, niedrig die Handlung. Schon die Titel sind Marktschreierzettel und Taschenspieleraushängsel. Ungetüme wirtschaften, teils Zerrbilder aus der Hefe des Menschenpöbels gepreßt, teils Fratzen der unmögenden Schöpferkraft dieser schreibenden Selbstbeflecker. Und die aufgestellten Musterwesen verkehren wie Ausgeburten der Hölle und des Tollhauses, grobsinnlich und entsinnlicht, grobirdisch und vergeistert. Büberei ist ihre größte Liebenswürdigkeit. Wundergeschichten! Das größte Wunder, wie ein Mensch ohne Verstand Dinge erfinden will, die unter und über und wider allen Verstand sind. Geistergeschichten! Wo Geister spuken, weht kein Geist. Rittergeschichten! Ein Bogen ist leichter gefüllt mit leeren Worten als ein Kampfplan mil vollgültigen Taten, die Feder leichter getummelt als das Streitroß. Die Ritterschreiber sind Herren vom Flederwisch, tragen die Sporen im Kopf. Falle nur Götzens eiserne Hand (dem es doch alle nachtun wollen) auf sie. Räubergeschichten! Sonst nehmen die Räuber nur Güter und Leben, hier rauben sie Herz und Verstand. Es gehören aber Räuberhauptmänner auf Rabensteine, nicht auf Putztische. Schmutzschriften! Wer was auf sich hält, geht Mistpfützen, Stinklachen und Schindangern gern aus dem Wege, zumal im guten Anzuge und Hochzeitskleide. Wer sie aber in Büchern aufsucht, ist eine lesende Aasfliege. Giftbücher! Eine Schande der Schriftsteller, ein Fluch der Buchdrucker, ein Verbrechen der Staatsaufsicht. Zum Blumenstrauß wählt man nicht Brennnesseln und Saudisteln, zum Riechfläschchen nicht betäubende Gifte. Wer diese Gifte aus Büchern wollüstig einsaugt, hat höchstwahrscheinlich den sittlichen Schnupfen, denn beim wirklichen soll Teufelsdreck lieblich wie Rosen duften.

Die Allieblinge der Lesermenge haben immer Liebe zum Gegenstand; nebenbei streuen sie der Freundschaft ein Vergißmeinnicht und steuern einen Brocken Armengeld für Wahrheit und Tugend. Es ist Teufelsvermessenheit, mit besudelter Feder Lebenskreise reiner Menschheit zu zeichnen; es ist dumpfsinnige Verblendnis, solchen grob angelegten Behexungen Glauben zu schenken. Diese Schriftler stümpern ein schülermäßiges Übungsstück über das andere, wagen Gottmenschlichkeit zu beschreiben, die in selbstsüchtiger Tierheit nur das eigene

liebe Ich lieben. Da predigen sie von Lebensweisheit wie Bettler von gutem Haushalt; von Menschenkenntnis wie Seelenverkäufer; von Menschenbeglückung wie Henker in der Marterkammer. Menschenkenntnis besitzt nur der wahre Mensch, das eigene Herz ist der Schlüssel zu dieser Geheimschrift. Mit gewöhnlicher Menschenkunde, wie solche der Spähmann kundschaftet, ein Aushorcher aufgreift, ein Klatschbruder in Regeln verfasset und der eitle Lebensmüdling hinterher ausplaudert, sind Alltagsleute zufrieden. Denn einen ganzen Menschen verstehen wie sich selbst, liebend und überlegend sein eigenstes Wesen aus dem Sein auffassen, bedarf einer Geschwisterseele, ohne die so manches Edelherz verglühn und erkalten muß. Pförtner, Kundschafter und Aufpasser — behelfen sich mit einer Knifflehre, die sie „Umgang mit Menschen" nennen. Das Stichwort aller derer, welche der Menschheit Fahne verlassen, heißt: „Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind; die Welt, wie sie ist; es gehn lassen, wie's geht; sich nicht kümmern, wie's sein sollte." Damit glauben sie dann alles abgetan, wenn sie erbärmliche Pfiffe auskramen, oft gebrauchte Ränke empfehlen und das Übel in der Welt wie eine reichhaltige Fundgrube ansehen. Eins nur vergessen sie! Daß die Welt gerade deshalb so arg ist, weil schon so lange Wesen ihres Gelichters, Taugenichtse, Tunichtgute, Störenfriede darin gehaust haben, von diesem Ungeziefer aber niemand anderes will und auch keinen andern bessern mag.

Was nicht ist, wie es sein soll — taugt nicht. Das zu begreifen, gehört nicht hohe Weisheit, mit dem gemeinen Leben kommt man schon aus. Ein Schneider, der ein Kleid versieht, muß es ändern, ein Schuhmacher, der unbrauchbare Arbeit abliefert, sie zurücknehmen, ein Beleidiger, der mit Schmähworten ausgefallen, sie abbitten; kein Handwerker, kein Tagelöhner darf Pfuschereien mit solchem Machtspruch beschönigen, vor keinem bürgerlichen Gericht gilt solche Ausflucht! Wie sollten sie nun bei der höchsten Behörde stattfinden? Was sein soll, ist möglich und notwendig — sonst wäre Seinsollen Unding und Unsinn. Was noch nicht ist, wie es sein kann, muß dahin gebracht werden. Die Edeln aller Zeiten strebten immer nach Besserwerden und Bessermachen, diesen Gottähnlichkeiten des Menschen; und ihr heiliges Mühen blieb nicht umsonst und vergebens. Sie kannten die Menschen, wie sie waren, das heißt, wie sie durch eigene Leidenschaften und Laster versunken, durch fremde Neuverführung unheilbar, durch wechselseitige Mißhandlung entmenschlicht waren. Diese Kunde war hinreichend, mit jenen Unglücklichen fertig zu werden,

unter ihnen sicher zu schlafen, zu essen, zu trinken, zu genießen und dann bei Gelegenheit so zu sterben. Der große Haufen ist damit vollkommen zufrieden, und aus seinen Büchern lernt er es nicht anders. Aber so wenig der für einen Arzt gelten kann, der wohl weiß, daß der Kranke leidet, allenfalls auch noch versteht, was ihm fehlt, sich aufs höchste vor Ansteckung in acht nimmt, übrigens beileibe nicht sich mit Heilungsversuchen abgibt, so bleibt auch der ein armseliger Halbmenschenkenner, der nur von Schwächen, Fehlern, Mängeln, Irrtümern, Vorurteilen, Leidenschaften, Gebrechen und Lastern Bescheid weiß. Zu einem guten Unterhaltungsbuch gehört mehr als diese einseitige Abschilderung der schlimmsten Seite. Biedere und Brave bezwecken Menschen- und menschlicher Anstalten Vollkommnung, und es gibt Raum für die Tugend in jedem Wirkungskreise. Man muß sie öffentlich von jedermann fordern, nur im stillen nicht von jedem erwarten.

Reich sind wir an trefflichen Büchern, an solchen, die jeder Deutsche lesen, wieder lesen, immer lesen, auswendig behalten sollte. „Denn viel Bücher machen nicht gelehrt, viel Lesen tut es auch nicht; sondern gut Ding und oft lesen, das macht gelehrt und fromm dazu“, ist Luthers Leseregel, die mit goldenen Buchstaben auf dem Aushängeschild jeder Bücherleihe prangen müßte. Wir haben Schriften für alle Lebensalter und Bildungszeiten, nur kein Buch über diese. Es läßt sich eine Auswahl treffen, die das Vorzüglichste enthält, was der nach Mensch- und Deutschwerdung Strebende zur Aufklärung, Herzensveredlung, Muterhöhung, Hoffnungsbelebung, zur Stärkung und Erhaltung im Guten, Befestigung edler Vorsätze, zur Schutzbegeisterung bedarf. Es könnte eine „Deutsche Bücherhalle“, ein „Deutscher Bardenhain“ sich erheben wie Erwins Bau, wo das Volk hinwandle zu Lehr und Lust.

Was soll bis dahin gelesen werden? Die Antwort wäre ein Geistergericht, dazu bin ich nicht befugt. Aber was ich als Deutscher zu fühlen das Recht habe, will ich als Bill aussprechen. Die Dichtkunst ist des Menschen treugebliebene Freundin, so alt als die Sprache, und die Urgestalt von jeder ursprünglichen lebendigen. Sie vermag uns aus der gemeinen Umgebung in eine schönere Welt zu entrücken, erregt den heißen Wunsch, das Gute zur Herrschaft zu bringen, das Schöne überall hinzuverpflanzen, das Wahre lebendig darzustellen. Stärkung im Lebenskampf, Labung im Leiden, Mitfreude im Mitfühlen der andern sind ihre schönsten Geschenke. Wir Deutschen würden glücklicher und deutscher sein, wenn wir uns nur den Fehler

aller Nachbarsvölker angewöhnen könnten: „Selbststolz“. Recht haben wir dazu, mehr als alle die andern — die doch so weit damit gekommen sind. Vorzüglich lassen die Dichter unsere Sprache und unser Volk über die Neuvölker hervorragen. Kein Volk hat so viele Dichtersammlungen, fast jeder Sänger hat seine Geistesblüten besonders gesammelt. Nicht ohne Unterschied sollen zuerst die Pfleglinge eines einzelnen dargeboten werden. Das schönste Blumenbeet ist selten ganz rein von Unkraut. Unsere bisherigen Blumenlesen haben wenig geleistet. Wer in der Folge einzelne zu Sträußen ausliest, diese in ein Gewinde zusammenflicht, walte mit Ordnerkraft und Zartsinn wie der Harfner in Wilhelm Meisters Lehrjahren (I. 350 und 351): „wodurch denn aus einem bekannten Kreise von Ideen, aus bekannten Liedern und Sprüchen für die besondere Gesellschaft (der Leser) ein eigenes Ganze entsteht, durch dessen Genuß sie belebt, gestärkt und erquickt wird. So erbaute der Alte, indem er nahe und ferne Gefühle, wachende und schlummernde, angenehme und schmerzliche Empfindungen in Zirkulation brachte.“

Wir haben unser Bücherwesen verkannt, „den Wald vor Bäumen nicht gesehen“, „das Pferd gesucht und darauf gesessen“. Wenn wir einmal auf andere Art läsen? In der Kinderstube statt Feenmärchen Gellert, Hagedorn, Lichtwer, Lessing, Pfeffel, wenn sie in Fabeln lehren. In der Unterschule Schlözers Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder, und Campe eher als Nepos. Weiterhin Goethe vor Ovid und Horaz; Voß früher als Virgil und Theokrit; Engel vor Xenophon, Müllers Schweizergeschichte eher als Cäsar und andere; Zollikofer und andere vor Cicero; Gleim vor Tyrtäus und Anakreon; Schiller vor Sophokles; Iffland vor Terenz; Lichtenberg vor Lucian; Klopstock vor und als Pindar.

Das Zusammenlesen hat noch andere Vorteile als bloßes Kennenlernen. Viele unsichtbare und doch unzerreißbare Berührungsfäden werden dadurch angesponnen. Nun blüht das Schöne nicht mehr einsam in Öden, das Herzerhebende entzückt nicht mehr einsiedlerisch, das Edle begeistert nicht bloß verstohlen. Schon beim Anhören werden Geister und Herzen sich verstehen lernen, werden überwallen vor Freude des Auffindens, werden gepflegt werden zur letzten Entfaltung. Frühe wird Austausch der Gefühle, Mitteilen der Empfindungen, Umgang der Gedanken beginnen. Kein Mensch wird je von seinem Volke allein gelassen bleiben. In die Einsamkeit begleiten ihn dessen Geister, folgen ihm nach in die Ferne als Vertraute, raunen ihm aus dem Gewühle Trost und Rat zu, erscheinen als Lichtgestirne

in Gefahren, wohnen stellvertretend im Herzen und Gedächtnis, daß er, immer mit sich und seinem Volke einträchtig, sein Lebensziel durchmesse.

d) Staatskunde.

Staatskunde ist verschieden von Staatslehre, Staatsrecht, Staatsgeschichte; aber sie muß ihnen vorhergehen, weil sich die andern darauf gründen. Solche Staatskunde muß mehr sein als eine Zahlenstatistik, wo der Mensch den Rechenknecht macht, als eine oberflächliche Erdbeschreibung, die wie ein Steckbrief lautet, als eine Eilbotenreise auf der Schnellpost. Eine „Staatslehre" muß darauf folgen, d. h. Inbegriff von Zweck und Wesen der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Notwendigkeit. Wer in einem Staate mit Menschen leben, sich nicht als Waldbruder und Inselsiedler absondern will, muß dies wissen. Ein „Staatsrecht" muß diesen Unterricht beschließen, eine Deutlichmachung der gesamten vaterländischen Gesetzgebung und des Geistes, der sie erhalten und vervollkommnen soll.

Auf die besten Ausarbeitungen dieser Volksbücher setze man Preise, und der Staat trage so viel von den Druckkosten, daß auch der unbemittelte Staatsbürger nicht in Unwissenheit vergehe. Bei uns ist der Bürger nirgends mehr zu Hause als im Ausland, und nirgends weniger heimisch als im Vaterlande. Es gibt eine Großstädterei, die das Vaterland selbst für einen kleingeistigen und engherzigen Gedanken und eines pflastertretenden Zierlings, in höheren Reichen webenden Hochgeistes für unwürdig hält; der nichts recht ist als das Neue, die dies auch im Nu wieder altfränkisch findet. Der bessere Teil hängt blind an Namen, verehrt tote Buchstaben, ohne Einsicht vom wahren Werte der Dinge und ihrer Sinnbilder. Solcher Köhlerglaube hindert die Vervollkommnung, die wahre Grundbefestigung, und bei Weltstürmen, die auch über den Staat herbrausen, fehlt es überall an Menschen, die den Kopf nicht verlieren. An Einbildung sind viele Menschen gestorben und die meisten Staaten. Wahre Kenntnis ist nie gefährlich, das Zwielicht der Halbwisserei allemal.

Unwissenheit und Dünkel erzeugen widerspenstige Kannegießer und vorschreiende Maulhelden. Der Unterrichtete weiß, daß dem Staatsbürger die kleinen Opfer große Opferungen ersparen, daß die Gesetze den bösen Willen zügeln, die Einrichtungen wohltätige Leitungen untergeordneter Kraft werden, Beschränkung wilder Ausbrüche, Hemmnisse zerstörender Selbstsucht und Sicherung jeder wahren Freiheit. Halbwisserei, der daraus wachsende Wißdünkel, die von beiden erzeugte Hochvermessenheit sind gefährliche Seuchen. Sie

sprudeln in den Schwelgestunden als ungezähmte Kraft, Ohnmachtsfieber schüttelt sie in den Augenblicken der Prüfung, und die Geschichte geißelt sie in der Nachwelt. Knechtische Lobpreiser kranken an der Fallsucht, stets mürrische Immermäkler tragen sich mit einem schleichenden Gift. Beide Gattungen sind gefährlicher als andringende Heere. Jene Abergläubigen ahnen im Allesbesserwissen, in selbstgenügsamer Behaglichkeit keine Gefahr. Das möchten sie immerhin! Aber sie verspotten die Warnerstimmen, verschreien das Annehmen eines möglichen Unglücks schon als Hochverrat, den sie dadurch begehen. Diese leichtzweifelnden Selbstpeiniger glauben an alles, an eigene Hirngespinste, an des Feindes kriegslistige Lügen, nur nicht an Rettung und verhindern sie noch wohl gar aus Rechthaberei. Kommt dann eine ungewöhnliche Erscheinung, so gebärden sich alle solche Leute wie die Wilden bei einer Sonnenfinsternis, gehen nicht wie die Römer dem von Cannä entflohenen Varro entgegen mit freundlichem Zuspruch, stellen nicht Hannibals Bildsäulen in die Straßen zur allgemeinen Ansicht, machen es sich leicht, geben nach dem ersten Verlust alles für verloren. — Ein Wunder, wenn's nun nicht verloren ginge.

Der Staat muß Einrichtungen machen, daß seine Staatsbürger sich und ihn kennenlernen können und gesetzlich bestimmen, daß sie es sollen. Etwa so:

1. Kein Kind darf die Schule verlassen, ohne das Notwendigste, das Unentbehrlichste von seinem Vaterlande zu wissen — eine Art Staatskatechismus.

2. Es darf bei harter Ahndung kein junger Mensch in Dienst und Lehre genommen werden, der nicht seinen Schulentlassungsschein vorweist.

3. Keiner kann für großjährig gelten, Meisterrecht gewinnen, Gewerbe treiben, Haus und Hof annehmen, ein Amt oder Posten bekleiden, ohne Staatsbürger zu werden.

4. Und das Staatsbürgerrecht wird nur erteilt nach vorhergegangener Prüfung (vor den Regierungen) über die Kenntnis der Rechte und Pflichten des Bürgers.

Ohne solche oder ähnliche Anstalten verlangt der Staat Unmöglichkeiten. Der Koran hat gut reden: „Selig sind, die glauben! Die aber nicht glauben, denen soll man nicht predigen, denn sie werden doch nicht glauben." Wer geliebt sein will, muß sich liebenswürdig zeigen; wer erwartet, daß andere für ihn wirken sollen, muß doch ihre Teilnahme an ihm rege machen; wer auf Ehre und Achtung

Ansprüche hegt, darf doch nicht öffentlich sich entgegengesetzte Handlungen zuschulden kommen lassen. Für den Staat gibt es hier keine Befreiungen, keine Bevorrechtungen; die allgemeinen Gesetze der menschlichen Natur sind älter als er, ja er selbst ist nur durch ihr Anerkennen.

e) Vaterländische Geschichte.

Mit unserer Sprache sind wir lange schlecht umgegangen, schlechter noch mit unserer Geschichte. „Nichts ist mehr zu wünschen, als daß Deutschland gute Geschichtschreiber haben möge; sie allein können machen, daß sich die Ausländer mehr um uns bekümmern", lautet Lichtenbergs Wunsch und Lehre. Vaterländische Geschichte ist Tatenerhalterin des Volks und Tatenentzünderin durch lebendiges Beispiel. Es wird Zeit, Verfügungen zu machen, daß nicht mit dem Deutschen Reich die deutsche Geschichte aussterbe und die Tatkraft des Volks hinterher.

Wer sein Volk liebt, lege sich auf dessen Geschichte; wer sie schon weiß, lerne sie schreiben; wer schreiben kann, lerne Geschichte. Geschichtschreibung baut Tatenhallen und Pilgerbrücken über die Vergessenheit.

f) Handarbeiten.

Allgemeine Erlernung von Handarbeiten beim ganzen Volke in der Jugend, vom Fürstensohn bis zum Taglöhnerkinde hinunter. Warum soll der Knabe seine faulen Glieder dehnen, während seine kleinere Schwester nützlich beschäftigt ist? Wenn der Arbeiter vom Felde und aus dem Walde heimkehrt und der Winter die Tage kürzt, warum muß er dann auf der Ofenbank schnarchen, wenn die emsige Hausfrau das Spinnrad in Bewegung setzt? Im Wechsel der Arbeit liegt auch Erholung. Arbeit macht nicht weibisch, aber der Müßiggang. Arbeit schändet nicht, nur das untätige Dämmern, die verderbliche Seuche des Zeitalters. Die Angesteckten genesen schwer und selten, sie verdämmern ihr Leben, kein Tag bricht ihnen an, keine Nacht senkt sich ihnen hernieder. Es bleibt auch der kein Mann, so die Arbeit verlernt, und wer sie nicht kennt, wird nie ein Held.

Den niedern Ständen können durch mit Gemeindeschulen verbundenen Industrieklassen mechanisches und technisches Geschick, Ordnungssinn, Beschäftigungstrieb, Arbeitsliebe und Untätigkeitsscheu eingeflößt werden. Geschrieben ist genug. Nun ist's am Tun. Plane und Muster harren der Ausführung und des festen Willens der Staaten. Durch Schönreden wird allein nichts besser, bloßes Reden

ist ein Lärmen um nichts. Auf Bessermachen muß der Erfindungsgeist geleitet werden, aus dem Besserwerden folgt von selbst das Bessersein.

Aber auch für die mittlern und höhern Stände muß in der Jugend mehr geschehen. Sie müssen den wahren Wert der innern Menschenkraft schätzen lernen, eigene erworbene Kraft über Zufälligkeiten setzen und in diesen nicht, in wirklichen Vorzügen Überlegenheit suchen. Sie müssen in der Zeit, die doch nur sonst auf unnütze Dinge verschwendet wird, noch ein Handwerk lernen.

Gab es je einen feigern, feilern, hochverräterischern Pöbel, als die deutschen Tageblättler, Zeitungsschreiber und Zeitschriftler? Wie wahr sind die Lehren der Rabbinen an das arbeitsscheue Volk: „Ein jeder, der seinen Sohn kein Handwerk lernen läßt, ist gleich, als wenn er ihn die Räuberei lehrte.“ (Jehuda.) „Die Gelehrsamkeit steht schön, wenn man noch eine Verrichtung dabei kann; denn die Bemühung in diesen beiden Stücken macht, daß man die Sünde vergißt; und alle Gelehrsamkeit, wobei kein Handwerk ist, wird zuletzt unnütz und zieht Sünde nach sich.“ (Gamaliel.)

Der Stifter des Christentums war Zimmermann (Mark. 6, V. 3 und Paulus' Kommentar), Sokrates Bildhauer, Franklin Buchdrucker. Ohne ein Handwerk zu können, wären dem Hauptausbreiter des Christentums seine Bekehrungsreisen fruchtlos geblieben. (Die schöne Stelle 1. Kor. 9, V. 14 und 15, vgl. mit Apostelgesch. 20, V. 33—35 und daselbst 18, V. 3, 4.)

g) Wahl eines bestimmten Geschäfts.

Es wähle nun der Gelehrte eine Hauptwissenschaft und der Ungelehrte eine Hauptbeschäftigung, so muß doch jeder Bürger ein gemeinnützliches Geschäft übernehmen und so zum allgemeinen Bedürfnis das seinige beitragen. — —

Säulenheilige stehen wie Ölgötzen im Wege; Klöster beten für den Himmel und wirken für die Hölle; Domherren und Stiftsleute tragen zum Schmuck das Kreuz, dafür wird es dem Verdienste sauer. Bloß von seinen Renten leben darf auch der Reiche nicht; er muß sich, solange er jung ist, einem nützlichen Geschäfte widmen. Schon das Christentum gebietet es, und der Staat muß es einschärfen. Das Alter mag ruhen, Sichtotarbeitenmüssen sei nur das Los unverbesserlicher Verbrecher. Ein Arbeiter ist allerdings seines Lohnes wert; aber wer selbst schon hat, muß nicht den Staat für die goldne Gans halten, die ihm goldne Eier legen soll. Kinder reicher Leute mögen

sich zu Staatsämtern geschickt machen und dieselben, wie in Athen, der Ehre wegen umsonst verwalten. Jeder Staatsgenoß muß dem Gemeinwesen dienen, wie er es am besten kann, mit Kopf, Hand, Fuß oder Geld.

Nur durch allgemeine rege Geschäftigkeit, durch die vereinigten Bemühungen aller Bürger kann sich ein Volk zu einem allgemein verbreiteten Wohlstand erheben. Und ein solches Volk ist reicher, als wo tausend Schätze verwünscht liegen. — — —

Der Erwerbtrieb muß Erwerbsinn werden. Zum beschaulichen Leben, zum Abtöten der Zeit mit dem Grillenspiel lassen uns Land und Himmelsstrich nicht hindämmern. Wir brauchen mehr, als die Natur ohne unser Zutun von freien Stücken hergibt. Wir müssen für uns arbeiten und andere, andere tun für uns nichts umsonst. Lernt aber der Mensch nicht bald und gründlich die wahren Mittel in sich selbst kennen und finden, so sucht er durch Glück, Ränke, Übervorteilung der Nebenmenschen, und was die Weltlinge Weltverstand nennen — was er nur durch selbsterworbene Kraft, Kunst, Anstrengung und Fleiß erstreben soll.

h) Allgemeinmachung der schönen Künste.

Das Gute, Wahre, Rechte und Schöne kann man nie früh genug lernen — ja, nichts übertrifft die Macht des Beispiels und der Gewohnheit. Mißgestalten muß man der Jugend aus dem Auge rücken, keinen roten Hahn in der Fibel dulden, weil ihn jeder Dorfknabe tagtäglich im Leben anders und schöner sieht, keine Abbildung von der Dreieinigkeit in den sogenannten Evangelienbüchern, wo durch erzgroben Holzschnitt der eingeborene Sohn in des Vaters Schoß sitzend vorgestellt wird, kein Zerrbild von Luther, den die Kinder — ich weiß nicht warum — den Speckfresser nennen. Nie dürfen die Schulen Mistbeete des Ungeschmacks bleiben, denn Schulzeit ist das Vorderleben.

Als Zerstörer ist der Deutsche verrufen; aber er kämpft noch mit der Natur, und sie soll schon in einem kleinlichen Putze, nicht in wahrem Naturschmuck erscheinen. Nur erst mehr Anlagen, von denen jeder fühlt, daß sie vom Gemeingeist eingegeben sind: Umpflanzung der Wege mit Schattenbäumen, Einfassung von Quellen, Tränkenbereitung, Stege mit festem Geländer, leserliche Wegweisersäulen, Schutzhütten an Fährstellen — keine künstlichen Ruinen, solange noch Menschenwohnungen in Schutt liegen; keine chinesischen Tempel und anderer Baukram, solange noch die Armut ohne Obdach irrt.

In der Jugend muß dem Menschen erst wieder heilig werden die Natur und das Leben ihrer Geschöpfe, und dann die Achtung für Werke des Menschen. Bald wird die Preisfrage gestellt werden: „Was ist die Ursache, warum wenigstens in vielen Teilen von Deutschland Zieraten an öffentlichen Gebäuden, Brücken, Geländern, Monumenten, Meilensäylen, Bäumen und Bänken, in Alleen und dergleichen aus leerem Mutwillen öfter als in Italien und andern Ländern verdorben werden? und wie läßt sich diese, wie es scheint nationale Unart am sichersten und geschwindesten ausrotten?"

Nur die Gerechtigkeitsliebe walte des Richteramts. Ich will Beweis vor der Verdammung. Roh ist allerdings der junge Vogelsteller, der Nachtigallen einfängt, aber er ist vielleicht arm! Was ist nun der Reiche, der des Armen Sünde sich mitkauft und den geblendeten Sänger in den Bauer setzt? Grausam sind die Tierquäler, die schädliche Maikäfer zu Tode martern. Aber ist denn die Staatsaufsicht keine Hegerin und Pflegerin dieser Unbilden, wenn sie öffentlich und offenbar auf Straßen und Märkten verübt werden? wenn die Tierchen als Handelsware in Kobern zur Stadt gebracht werden und hernach stückweise bei den Obsthändlerinnen feil sind?

Noch haben wir Volkstänze und Volkslieder; es gibt Völker ohne solche. Der Deutsche hat viele Tonwerkzeuge erfunden, kann Meister auf allen aufweisen, und der Name „Deutscher" ist selbst in dem hochgefeierten welschen Südlande unter den Tonkünstlern ein Lobspruch.

i) Leibesübungen.

Die Demut ist seit 1648 des Deutschen größtes Erblaster; er achtet sich selber gering, so wird er's, und die Völker umher verachten ihn. „Der Deutsche ist nun einmal so", liest man jetzt in allen Stubenbüchern, und der Schmähruf hallt überall wider. Und weil er nun einmal doch so ist, denkt jedermann dabei, so muß er auch so verbraucht werden. Stärke und Ausdauer, was doch die wahre Siegeskraft ist, wagt ihm keiner abzuleugnen, der jenseits des Rheins und der Alpen wohnt; denn das bloße äußere Ansehn würde zu auffallend Lügen strafen. Aber das, wodurch der Löwe den Ur besiegt, streitet man ihm ab, und der Gutgläubige spricht's und schreibt's nach; denn im überweisen Auslande sagt man es ihm so vor. Freilich von selbst, ohne eigenes Zutun, ohne Leibesübungen kann es der Deutsche, zumal der Nordostländer, bei schwerer Arbeit und harter Kost, nicht mit den Südvölkern in Gewandtheit und Behendigkeit aufnehmen. Als er noch Jäger war, mit dem Bären Haut um Haut kämpfte, Herden

auf großen Triften weidete und den Ackerbau nur nebenbei trieb, da staunten selbst die Römer über die deutsche Leibesgeschicklichkeit. „Ihre Stärke beruht auf ihrem Fußvolk, das so schnell ist, um unter der Reiterei mitzufechten", sagt Tacitus (Germ. VI). Teutoboch, der Teutonenkönig, war gewiß allen heutigen Kunstreitern überlegen. Deutsche retteten den Cäsar beim allgemeinen Aufstand der Gallier und verschafften ihm durch ihre gut geführten Gesichtshiebe die Weltherrschaft in den Pharsalischen Gefilden. Römer rühmen den Anstand deutscher Jünglinge, die sich ihn freilich durch Übung erwarben. So das ganze Mittelalter hindurch bis auf Maximilian, den letzten Ritter auf dem Kaiserthron. Nur die Neudeutschen verwahrlosen den Körper, versäumen das Erwerben unentbehrlicher Leibesgeschicklichkeiten, verkennen ihre edle Naturkraft. — — — Von einem Taugenichts sagten die Römer: „Er kann nicht schwimmen, nicht lesen" — wir schafmütigen neudeutschen Philister: „Er kann nicht lesen, nicht beten." Rufe doch jeder deutschgesinnte Vater der sorgsamen Mutter zu:

„Sie sollen alles lernen. Wer durchs Leben
Sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüstet sein."

Schillers „Wilhelm Tell".

Gehen, Laufen, Springen, Werfen, Tragen sind kostenfreie Übungen, überall anwendbar, umsonst wie die Luft. Diese kann der Staat von jedem verlangen, von Armen, Mittelbegüterten und Reichen; denn jeder hat sie nötig.

Klettern, Steigen, sich im Gleichgewicht halten sind äußerst wohlfeil, daß sie mit geringer, ja unbedeutender Ausgabe des Staats überall in Gang gebracht werden könnten. Berge und Felsenerklimmen ist freilich nur in Gebirgsgegenden zu üben, aber da sollte es dann auch nicht unterbleiben. Schwimmen müßte eine Hauptkunst des flußreichen Deutschlands sein, Flüsse, die auch noch nicht schiffbar sind, tragen doch schon Schwimmer.

Bei den Römern war das Schwimmen hochgeachtet, von den Übungen des Marsfeldes ging die Jugend in die Tiber. Nur römische Süßlinge mieden den Fluß; es war eines hochherzigen Jünglings Ruhm, der beste Wettschwimmer zu sein. Anders in Deutschland. Noch kurz vor dem Siebenjährigen Kriege wurden in den Schulen mit Rutenstreichen die Knaben bestraft, die der Versuchung des Wasserbades nicht hatten widerstehen können. Ein Sandbad, wie den Hühnern, war ihnen wahrscheinlich erlaubt. Noch im Anfang

des Umwälzungskrieges verbot ein Superintendent und Aufseher einer großen preußischen gelehrten Schule seinen Freitischgängern das Baden: „Bei Verlust meines Tisches“. Fußgänger, Reiter, Marketender und Pferde — alles mußte bei den Römern schwimmen lernen. Die Entschlossenheit des großen Reitkünstlers Seydlitz ist bekannt. Wrzbicky schwamm in den 1780er Jahren (damals Reiteroffizier bei dem Salzwedelschen Regiment) öfters zu Pferde durch die Elbe bei Tangermünde. Kosaken wollten es 1805 für eine gute Belohnung bei Boizenburg in Mecklenburg nicht wagen.

Der berühmte Prediger und wackere Liederdichter Johann Rist schwamm in seinen jungen Jahren oftmals über die Elbe bei Altona nach Gräfenhof, doch bei Ebbezeit; — „und hat sein Vater ihn gerne schwimmen lassen, weil derselbe einmal, als er in der Schweiz unter die Mörder gefallen und von denselben hart verfolget worden, sein Leben durch Schwimmen errettet hatte. (Happelius wunderbare Welt. 1. Teil. S. 249.)

Schlittern war in den letzten Jahren vor dem Siebenjährigen Kriege ein schweres Schulvergehen, worauf harte Strafen folgten; späterhin galt es für unanständig, das sollte es doch nicht in Ländern sein, wo es auch Winter gibt.

Schlittschuhlaufen, von Klopstock besungen, ist lange noch nicht so allgemein, als es beim Mittelstand sein könnte.

Schießen mag jeder junge Mensch gern. Schon die mühsam gefeilten Schlüsselbüchsen sind Beweis, die vielen Verbote und die vielen Unglücksfälle, die zum Teil aus jenen entspringen. Auch diese Übung würde dem Staat weiter nichts kosten als einige Aufsicht über öffentliche Schießplätze — aber den Jagdberechtigten vielleicht einige Hasen!

Rudern, Steuern und Segeln sind unentbehrliche Fertigkeiten für den Bürger eines Staats wie Preußen, der so viele flache Küsten mit Vorinseln, Halbinseln und Binnenwässern hat, so manche Ströme besitzt, die überschwemmen, so viele Flüsse, die austreten; so reich an großen Landseen ist, von denen die alten Erdbeschreiber in Preußen über tausend zählen.

Man beobachte, wie bei uns die Leibesübungen ausgestorben sind, bis auf das Führen des Gänsekiels und einen wilden Sprungtanz, der den letzten Rest gibt, und die Kriegswunder der Neuzeit haben ihre natürlichen Ursachen.

Fecht- und Reitschulen müssen bei jeder Markschule sein. Voltigieren ist nicht teuer, das kann überall vorher gelernt werden.

Eine wahre Volkserziehung muß die Vorarbeit für künftige Vaterlandsverteidiger ebensowohl übernehmen als andere Ausbildung; denn jede Schule soll überhaupt sein ein Lehren für künftigen Gebrauch. — — —

Im Dunkel verkümmert die Pflanze, im Winkel verrostet das Schwert, ohne Gebrauch wird der Geist stumpf, ohne Äußerung der Wille zahm. Unsere Körperkraft ist ein vergrabener Schatz; wir lassen sie schimmeln, bis Fremde sie in Gebrauch setzen. Vom Meere sind wir längst als Seemacht fort, da hört man schon lange keine andern Schüsse mehr von uns, als Notschüsse. Wer weiß es noch, daß die deutsche Hansa zuerst Kanonen auf die Schiffe brachte? daß die Deutschen die Engländer den Kriegsschiffbau lehrten? daß der Große Kurfürst von Brandenburg den Anfang zu einer Flotte hatte, in Afrika Niederlassungen besaß, einen berühmten holländischen Admiral in seine Dienste nahm, dem er das Amt Lenzen schenkte, sich von den Spaniern, als sie eine rechtmäßige Forderung verweigerten, selbst bezahlt machte? daß deutsche Seeleute 1790 die berühmte Schlacht von Svenskfund entschieden, daß es ihrem Anführer, einem deutschen Schiffer aus Wolgast, von des Prinzen von Nassau Silbergeschirr noch vor einigen Jahren wohlschmeckte?

Wir Deutschen waren sonst die ersten Schützen, unsere Feldjäger sind es noch. Wir hatten die ersten Schwimmer Europas, die Halloren, ein vaterländisch gesinntes Geschlecht. Sie wurden nicht gebraucht! In Schlesien ist etwas geschehn, dort mußten die Fischer und Schiffer schwimmen lernen. Warum nicht überall! Die Fischer von Kröllwitz bei Giebichenstein hielten immer nach Verlauf von einigen Jahren ein Fischerstechen, eine Art Wasserturnier. Dies gab ein Volksfest, und machte die Fischer dreist, gewandt und ehrbegierig. Warum wird es nicht jeder Fischerzunft zur Pflicht gemacht, solche Wettübungen alljährlich zu halten, zumal wo sie so zahlreich sind, wie in Potsdam und Brandenburg und Alt-Damm bei Stettin? Ja, bei Stralau müßte es sich ganz vorzüglich gut ausnehmen. Das Fischerstechen ist ohne große Kosten — eine stumpfe, hölzerne Lanze, ein übergehangener, hohler, hölzener Brustschild ist alles. Kähne haben ja Fischer überdies, und das dazu notwendige Rudergeschäft kann sogar ein Kind versehen. Es ließ sich gewiß auch bei Kolberg ein Neu-Halle anlegen und ein Stämmlein Halloren an die Persante verpflanzen.

Das deutsche Volk hat von Natur einen Hang zu allerlei Wettübungen, den man sogar einzuschränken gesucht hat, besonders seit der Zeit, wo die Staatsweisen die Lotterien einführten.

Die Leibesübungen sind ein Mittel zu einer vollkommenen Volksbildung, das die Probe der Zeit und die wieder unter den beiden Mustervölkern des Altertums ausgehalten hat.

k) Mädchenschulen.

Mädchenschulen — so hieß es sonst, und so muß es auch wieder heißen. Töchter gibt es nur im Verhältnis zu den Eltern; Mädchen ist die Bezeichnung des weiblichen Geschlechts in einem gewissen Lebensalter. Eine einzelne Familie kann eine Töchterschule haben; für eine allgemeine Bildungsanstalt ist der Ausdruck übel gewählt und sprachwidrig. Nur da kann eine Mädchenschule so heißen, wo die Kinder dem Staate gehören oder Gemeinschaft der Weiber stattfindet. Vielleicht hat die Treibhaussucht der Eltern, die ihre Kinder nie frühzeitig genug großziehen können, dies sinnlose Wort erfunden, und die Affenliebe hat dadurch zu verstehen geben wollen: Nur in zarter Jugend gibt es Töchter — sonst gleich darauf Damen!

Mädchenschulen sind ebenso notwendig, ja eher noch notwendiger als Knabenschulen; denn das Weib muß aus der Schule vollendeter hervorgehen als der Mann; dem bleibt noch die lehrreiche Nachschule im Weltgewühl, das Weib hat dafür nichts. Der Mann ist Erzieher durch Wahl, das Weib durch ihre ganze Bestimmung. Wenn der Vater die Erziehung übernimmt oder sie andern anvertraut, so sind die Kinder ihm schon zu erzogen, aus der gröbsten Tierheit herausgebildet oder tiefer und unmenschlicher darin versunken. Klarer und richtiger hat es keiner gefühlt, wie Iselin. „Ich halte es für unstreitig, wenn man die Geschichte aller Männer genau wüßte, die sich durch Rechtschaffenheit und Tugend ausgezeichnet haben, daß man unter zehnen immer neun finden würde, welche diesen Vorteil ihren Müttern schuldig waren. Es ist noch nicht genug anerkannt, wie wichtig eine unschuldige und untadelhaft zugebrachte Jugend für das ganze Leben eines Menschen ist, wie fast alle, die diesen Vorteil genossen haben, ihnen niemandem schuldig gewesen sind als ihren Müttern, und wie sehr überhaupt die Vollkommenheit und das Glück der Menschheit sich auf Weiberverstand und Weibertugend gründet.“ Mädchenschulen umfassen die Hälfte des Volks, die schönste, wenn Tugend sie adelt, die verderblichste, wenn sie unglücklicherweise einmal verdorben ist. Der Mann kann sinken, fallen und noch aus dem Verderben sich aufraffen, erheben, aus Leidenschaften geläutert hervorkämpfen. Für das gesunkene, gefallene, entadelte Weib ist selten Rettung; es ist seine ewige Hölle, sich über die Tugenden der Schwester-

wesen zu entrüsten. Auch der Teufel ward, der frommen Sage nach, aus einem gefallenen Engel!

Man verlangt zwar noch immer genug vom Weibe, aber tut nichts Gescheites für sie in der Jugend. Höchstens führt man sie mit selbstgefährlichen Weltreizen auf den schlüpfrigen Plan, überläßt sie sich ganz und dem Glücksfall, welchem Mann er sie zuwirft. Das darf mit künftigen Mitbürgerinnen nicht geschehen. Wer wählen soll, muß es können. Je mehr die Verbildung um sich greift, desto nötiger wird ernstliches Einhalttun.

Aufgehoben werden müssen alle Pensionsanstalten für die weibliche Jugend, ihre Greuel sind bis zum Ekel bekannt. Die Schöpferin des häuslichen Glücks soll das Weib sein, aber aushäusige Erziehung ist eine Vorrichtung zum Gegenteil. Da wird nur in seltenen glücklichen Ausnahmen das Mädchen fähig, die Seligkeit des schönern Zusammenlebens zu ahnen — aber weit seltener noch, sie dereinst zu geben. Es lernt sich nicht die schöne Bestimmung fürs Hausleben im Großgewühl; dafür sind Mütter. Nur sie können in den erziehungsbedürftigen Lebenszeiten Rechtleiterinnen sein und die Richtung zum vollendeten Weibe vorleben. Alle Lehrerinnen an Mädchenschulen sollten unter Aufsicht von ehrenwerten Müttern und Matronen stehen. Die meisten Verpfuschungen der weiblichen Erziehung geschehen durch ledige Frauenzimmer, die schon über die heiratbaren Jahre hinaus sind. Es ist der bedauernswürdigste Stand der Weiberwelt, das Mitleid gegen ihn ist gerecht, man sollte als Zufluchten ihm die Klöster erhalten. Hilfe muß geschafft werden, nur durch Aufopferung der Unschuldigen nicht.

Das Allerverderblichste für die weibliche Jugend des höhern Mittel- und niedern Höherstandes, was den Blumenkeim deutscher Kindlichkeit anfrißt, die Blütenknospe deutscher Jungfräulichkeit zernagt, die Lebensfrucht des Volkstums wurmstichig macht, alles entweiblicht und entdeutscht — ist die Landplage undeutscher Verzieherinnen. — — — Denn wenn eine Genferin, Mömpelgarderin und Stockfranzösin das meiste leistet — so bildet sie aufs höchste ein uns entfremdetes verfranzösischtes Wesen. Und je menschlicher und deutscher der Mann sich fühlt, desto härter muß solch Zerrweib ihn abstoßen, weil er beide, Männin und Buhlin, verabscheut und im Weibe nach einer Gattin sich sehnt, die den vaterländischen Eichenkranz mit Veilchen, Vergißmeinnicht und deutschem Immergrün umwinde.

Dazu braucht es nicht ausländischen Plapperwerks, mit der Muttersprache begeistert und beseelt sich alles leichter. Diese zu lernen, sie

in ihrer Fülle gebrauchen können, hat das Weib als geborne Menschenbildnerin eine heilige Verpflichtung. An der Muttersprache hat jedes Weib genug, und das deutsche besonders. Es ist keine Sprache auf der Erde, die das Weib mehr ehrt. Die Huldigung des Weibes beginnt in den Uranfängen der Sprache. Was von den Naturkräften, Erscheinungen, Erzeugnissen mit Stärke, Gewalt, Macht, Furchtbarkeit hervortritt, ist männlichen, was mit Anmut, Wohltun, stiller Wirksamkeit und selbstbeschränkter Macht waltet, ist weiblichen Geschlechts. Der Geist, die Seele. Der Kopf, die Stirn. Der Mund, die Lippe. Der Arm, die Hand. Der Zahn, die Zunge. Der Leib, die Brust. Der Tag, die Nacht. Der Anfang, die Mitte. Der Morgen, der Abend; die Dämmerung, die Stunde, die Woche, die Zeit. Der Frühling, Sommer, Winter, Herbst; die Ernte. Der Orkan, Sturm, Wind; die Luft und Wolke. Der Berg, die Höhe. Der Acker, die Aue. Der Wald, die Wiese. Der Samen, die Saat. Der Baum, Busch, Strauch, Ast, Zweig, Stamm, Kern; die Staude, Blume, Blüte, Knospe, Hülse, Schale, Frucht, Wurzel. Der Turm, Wall; die Mauer, die Straße. Der Graben, die Brücke. Der Himmel, die Erde. Der Mond, die Sonne. Und tausend andere Beispiele. Das geht in die Zusammensetzungen von Mut über: Der Unmut, Übermut, Edelmut, Hochmut, Gleichmut, Wankelmut, Mißmut u. a.; die Schwermut, Demut, Langmut, Großmut, Sanftmut, Wehmut, Anmut und viele andere. Wo ist ein Volk, das ein Wort hat wie Minne? (Jahns Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes. 1806.) In welcher Sprache klingt „Liebe“ süßer? Schon Luther hat diesem Worte eine Lobrede gehalten, die Herder übersehen hat (Adrastea. 6. Band, 2. Stück, 2.). Welche Sprache ist reicher, das Weib nach Lebensaltern und Lebensverhältnissen zu bezeichnen? Für den einzigen Begriff unverehlichtes Frauenzimmer sechs Wörter: Mädchen, Mädel, Dirne, Jungfer, Jungfrau, Fräulein; ohne das dichterische Maid und das Wort Magd für die dienende Frau. Für das in den Ehestand übergehen wollende drei: Geliebte, Liebchen und Braut. Für verheiratete sechs: Frau, Liebste, Eheweib, Gattin, Gemahlin, Gemahl. Zur allgemeinen Bezeichnung: Frauenzimmer, Weibsbild, Weib, Schöne. Aber für Maitresse und Coquette haben wir nichts, die holen wir von den Überrheinern in unsere keusche Sprache.

— — — Deutsche Mädchen! warum ist euch solche Muttersprache Tand? Reden ist euch doch Bedürfnis? Warum keine Ordnung in eurer Sprachlehre, da ihr sie doch sonst so sehr liebt und befördert? Sprachfehler sind freilich nicht Fehler des Herzens, Mangel einer

Kenntnis ist nicht Geistesmangel. Aber wie kommt es, daß ihr euch die gröbsten Fehler und Sinnentstellungen in der Muttersprache nicht übel nehmt und sogar zugute haltet? Ihr rügt doch sonst die kleinsten Verstöße gegen Übereinkommnisse der Gesellschaft und richtet strenge über Abweichungen! Die Sprache ist die uralte Gesellschaftsstifterin und der Sprachgebrauch eine nie aus der Mode kommende Mode. Glaubt ihr etwa, die deutsche Sprache sei eine so schmutzige Beschäftigung; wenn man damit zu tun habe, müsse man die Schmutzflecke auf der Arbeitsschürze nachsehen? Ihr irrt, wenn ihr meint, aus einem hübschen Munde klinge alles schön. Ein hübscher Mund wird durch ungewaschenes Zeug häßlich und ekelhaft.

Es fehlen noch viele Bücher fürs weibliche Geschlecht; denn es bedarf noch anderer Bücher als zur Küche und Wirtschaft, und es muß lesen wie beten. Nicht zum Prunk, sondern zum Nutzen, nicht so, daß es jedermann sieht und hört, aber doch so, daß es jedermann sehen und hören dürfte.

Die Gegenstände der allgemeinen Volkserziehung sind es auch für Mädchenschulen; nur statt der Handwerke weibliche Arbeiten, statt der Wahl eines bestimmten Geschäfts die Wirtschaftskunst. Die Leibesübungen bleiben nicht ausgeschlossen, freilich müssen sie mäßig und weiblich getrieben werden. Frank erlaubt auch das Schlittschuhlaufen. „Das weibliche Geschlecht findet sich in den Niederlanden kräftig genug, um der Kälte mit flinkem Fuße Trotz zu bieten, während unsere zimperlichen Dinger hinter dem Ofen Filet stricken." Tanzen muß jedes Geschlecht, vom andern abgesondert, lernen. Daß es angeht und große Tänzer auf solche Art gebildet werden können, hat die Schulpforte bewiesen. Schießen, das heißt eine leichte Flinte abfeuern, mit der Pistole leidlich treffen, um nicht kunstgerecht wehrlos zu sein und beim Knall des Gewehrs zusammenzufahren wie Gänse beim Donner, ist höchst notwendig. Fechten ist unnatürlich, es verstiert den milden Blick und bleibt immer dem weiblichen Körperbau zuwider. Leider fehlt noch immer ein Gutsmuths für die weiblichen Leibesübungen! Noch müssen in den höhern Ordnungen der Mädchenschulen gelehrt werden: Gesundheitskunde, Erziehungskunst, Krankenpflege und Regeln über Dienst und Herrschaft.

Ehe die Mädchen die Schule verlassen, müssen sie geprüft werden von einem Schulrat, und ehe sie aus dem Stand der Mädchen in den Stand der Jungfrauen übergehen, noch einmal von ehrenwerten Matronen. Denn wenn alle wählbar sind, so müssen auch alle wahl-

fähig werden, ehe sie als wahlreif gelten können. Baut doch kein Vogel ein Nest, ehe er flügge ist, und die Frauenzimmer haben heutzutage Kinder, wenn sie kaum erst die Puppe abgelegt haben, und Kinder, die älter sind als ihre kindischen Stiefmütter. Daß die Mädchen jetzt im Raschleben einige Lebenszeiten auslassen, gleich als Mädchen, oft als Kinder schon Frauen werden — stößt die Ordnung der Welt nicht um. Auch die elendesten unter den Mannspersonen machen Gewaltsprünge, wodurch sie dem Mannwerden und Mannsein entkommen, setzen über einige Lebensstufen hinweg, vom Knaben gleich zum Greise. Warum denkt wohl kein Staatsfürsorger auf den notwendigen Unterschied des Lebensalters bei der weiblichen Jugend, wie er bei der männlichen immer gemacht wird. Da gibt es doch Zwischenstufen von der Kindheit und Erwachsenheit; aus der Schule kommen und Vollbürger sein, ist dort nicht eins.

Groß ist die weibliche Bestimmung, für Volk und Menschheit gleich wichtig. Früh müssen die Eindrücke in die jungen Seelen kommen, damit sie das Lebensziel nicht verfehlen. In der höchsten Freischule, im Brautstande, wird die Auserwählte die letzte Ausbildung gewinnen, wenn sie als Jungfrau mit Liebe und Freude gelernt hat. Sie wird ihr Herz nicht versäumen, den Geist nicht vernachlässigen, den Körper nicht entstellen und verderben. Sie wird nicht Anbeter verlangen, die es eigentlich nie geben sollte, weil jeder Götzendienst die Menschheit entwürdigt, man kniee vor einem Marmorbild, einer toten oder belebten Schönen. Sie wird sich bilden, um noch höher geachtet zu werden als ein bloßes Mädchen.

6. Wirkungen.

Die Wirkungen einer solchen deutschen Volkserziehung werden unendlich sein, wie alles Gute über die Grenzen des Staats sich verbreiten und über seine Dauer hinausleben. Mit dem Staate, durch ihn, für ihn und in ihm wird der Bürger fühlen, denken und handeln; er wird mit ihm und dem Volke eins sein im Leben, Leiden und Lieben. Aus dem Wechsel aller Zeiten wird immer schöner das Volkstum und die heiligbewahrte Ursprünglichkeit von Geschlecht zu Geschlecht sich abspiegeln. Es werden große Menschen aus der Erziehung hervorgehn, da unsere Schulen bis jetzt nur höchstens fertige Geschäftsleute ziehn konnten. Wenn jene Zöglinge aus der Schule ins Leben treten, werden sie handeln, ohne erst andern abzusehn, was sie tun sollen. Sie werden schon Meister sein, wo wir noch Anfangsversuche stümpern. Einfache Gewöhnung von sich zuerst zu fordern, einstimmige Aus-

bildung, das Gute nachzuahmen, das Schöne zu lieben, das Große zu achten, nach dem Bleibenden zu streben, sind lebenswaltende Mächte, welche unglücklich Überfeinerte, Über- und Verbildete, Vergrübelte und Frühverlebte kaum durch Kunst und Wissenschaft und Lebenskampf wiedergewinnen können. Leicht glücklich fühlt sich der Mensch, wenn er zum wahren Glückempfinden, zum Freudegeben, Frohsinnmiteinstimmen erzogen, seine natürliche Eintracht kindlich in der Jugend, menschlich im Folgealter, männlich in der Reife bewahrt. Mit menschlicher Hochkraft wird ein solcher Volksgezogener als Mensch, als Bürger, als Deutscher sich fühlen. Was man weiß, versteht und kann, ist sicherer, als was man besitzt. Kenntnisse und Fertigkeiten haben eine ewige Schutzwehr gegen Ausplündern; Geistesgüter geben nichts zu gezwungenen Anleihen; Herzensschätze bleiben frei von Lieferungen. — — — Das Volk wird zu einer großen innigverbundenen Familie zusammenwachsen, die auch das kleinste Mitglied nicht sinken läßt. Es wird eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Vaterlande geben, kein kindisches Zurückverlangen nach der Erdscholle. Aber ein Sehnen nach dem Wohnsitz alles Geliebten, ein gerechtes Heimweh nach heimischen Seelen und verschwisterten Herzen. Keines Eroberers Unersättlichkeit wird seine Völkerfluten gegen ein solches Vaterland wälzen. Vertilgt kann ein solches Volk werden wie ganze Gegenden durch den Glutstrom eines Feuerbergs, aber erobert und zum bereitwilligen Knecht und gehorsamen Dienstling unterjocht, in aller Ewigkeit nicht.

Volkserziehung ist die wahre Geisterschaft des Volks! Ohne sie wird die bestgegründete Volksverfassung eine papierne Windfahne, ein Zauberbuch, das keiner lesen und verstehn kann, eine ausgebrannte Kerze, die der leiseste Anhauch verweht.

VI. Volksverfassung.

1. Stände.

Auf Ständen waren unsere deutschen Staaten sonst gegründet, und sie bestanden. Die natürliche, notwendige Ungleichheit der Menschen, die Unmöglichkeit, daß einer alles allein sein kann, teilt sie von selbst in natürliche Stände. Sie alle bilden das Volk; man kann nicht sagen, wer der unentbehrlichste ist — sie müssen alle sein. Natürliche Stände sind durch die bürgerliche Gesellschaft, und die bürgerliche Gesellschaft wieder durch sie. Der Wilde ist alles und dadurch

nichts; der Gesellschaftsmensch etwas und dadurch viel, ein Glied einer unendlichen Kette.

Stände sind bloß natürliche Einteilungen des Volks, drum müssen sie nicht verkünstelt werden. Ein freier Übergang muß stattfinden, durch die Wahl der Lebensart, ein Hinaufklimmen und Hinuntersteigen, wie Fähigkeiten sich entwickeln. Nicht, wie in Indien, sollen dadurch die Staatsbürger und Volksglieder auf ewig in Bezirke wie in Zellen eingemauert werden, nicht, wie in Altägypten, voneinander abgesondert bleiben zu einer besonderen nachartenden Menschenzucht, wodurch am Ende das Volk sich immer kraftloser wiedererzeugt, ausartet und teilweise ausstirbt.

2. Grundgesetze.

In den deutschen Staaten ist zu viel und zu wenig geschehn. Die alten Grundgesetze taugten nicht mehr, das war schon schlimm. Sie wurden von oben her zertrümmert, das war noch schlimmer. Es wurden keine neuen besseren wieder angeordnet, das war das allerschlimmste. Die kräftigsten Herrscher, die Staaten staatlich in die Höhe bauten, unterwühlten ihren Grund oder hielten in ihrer doch immer sterblichen Selbstvollkommenheit die festen, unausweichlichen Grundgesetze für ein unnützes, lästiges Schleppwerk. So wurden Staaten Schalen ohne Frucht, Hülsen ohne Kern, Leiber ohne Herz.

Mehrere Staaten sind neuerlich zum warnenden Beispiele geworden. Wie aber, wenn Preußen insbesondere, schon früh durch eine Volksverfassung auf sich selbst begründet, dadurch schnellkräftig unter den großen Völkern Europas gestanden und, als das jüngste Selbstvolk, die andern von langdurchgeschlepptem Dasein durch Lebensfülle überholt hätte? Es war die Zeit nach dem ruhmvoll durchgekämpften Geburtskrieg — 1763 —, wo es Sitz und Stimme unter den Mächten Europas erhielt, da es seit dem Großen Kurfürsten nur für eine deutsche Nebenmacht und für einen nordischen Zwischenstaat galt. Der große König vergaß diese Verewigung seines Tatenlebens. Nur den König und sein Haus ging hinfort das Ganze an; man sah das Volk nicht mehr als ein Ganzes, und Freund und Feind dachten dann zur Zeit der Umwälzungsnot, — das nur scheintote Volk wäre gar nicht mehr vorhanden. Der Nachruf einer durch Großtaten erworbenen Volksehre war an die Stelle eines öffentlich vorgestellten Volks getreten. Ein Jahrhundert voll Ruhe, steigende Bildung, wachsender Wohlstand — hätten im stillen daraus all-

mählich jene wohltätige Umwandlung eingeleitet und vollendet. Ein zweiter Augenblick scheint nahe zu sein, nach standhaft durchdauertem Unfall.

3. Reichstage.

Stände sind nun einmal in der Welt und bleiben und machen das Volk aus. Warum sollten sie nun auch nicht in einer wohlgetroffenen Auslese das ganze Volk stellvertretend vorstellen und durch Erwählte vertreten können? „Jeder weiß am besten, wo, wie und wann ihn der Schuh drückt.“ Jeder Stand wird sein Bestes am besten kennen und seine Besten, die das Gemeinwohl wahrschauen mögen. Und alle Stände vereint werden doch wohl das Gemeinsame daraus abzuleiten imstande sein; werden doch leicht einsehen können, was das Allwohl heischt. Und von wem darf der Staat am besten Rat und Tat erwarten als von denen, die mit ihm stehen und fallen?

Die Reichsversammlung der Stände muß eine Sprechgemeinde (Parlament) sein, nicht eine Taubstummenanstalt von Jaherren und Beifallnickern, nicht eine Versammlung von Gutheißern, um dem Übel etwa nur eine leidliche Gestalt zu geben. Kein Volk läßt sich bequemer und sicherer regieren als das, welches eine festgegründete, volkstümliche Verfassung hat. Denn da haben die Guten ein öffentliches gültiges Wort, und diese regieren sich schon so immer von selbst und sind im stillen Mitregierer; ohne sie hat jeder Staat bald ausregiert.

4. Achtung des Bürgerrechts.

Das Bürgerrecht beruht auf Bürgerfähigkeit. Ein bloßes Wohnen ist nicht hinreichend; auch der Wurm wohnt in der Frucht, die er von innen verdirbt. Das Bürgerrecht muß verlorengehen für den, der:

a) seine Fahne verläßt, ohne verwundet zu sein, in entehrende, schimpfliche Kriegsgefangenschaft gerät oder unverwundet ohne sein Gewehr aus dem Felde zurückkommt;
b) dem Feinde sein Ehrenwort gibt, nicht wider ihn zu dienen, bis er dieses Gelübdes quitt ist;
c) unehrliche Hantierungen treibt, es sei im In- oder Auslande, z. B. Menschenhandel, Glücksspiele und halsbrechende Künste;
d) von Almosen leben muß;
e) sich Kriminalverbrechen schuldig macht und des Meineids und Ehebruchs;
f) im Auslande die Volksehre befleckt;
g) seinen Verstand verliert;

h) sich mit einer noch nicht eingebürgerten Undeutschen verheiratet (vergleiche einen alten Volkswiederhersteller: Nehemia 13, V. 23—26);
i) ohne Erlaubnis in fremde Kriegsdienste tritt; ohne Anfrage in fremde Staatsdienste geht;
k) eine Familie ernähren kann, gesund und nicht unvermögend ist und dennoch ein Hagestolz bleibt. (Siehe IX. 4.)

In den folgenden Abschnitten dieses Kapitels bespricht Jahn den Adel und die Landwehr.

5. Landwehr.

Solange unsere Knaben noch nicht lämmerfromm miteinander spielen und gemeinschaftlich Puppenzeug schneidern — hat es keine Not. Der Väter Heldengeist kann in der Zuzucht erwachen. Unter Mädchen als Mädchen verkleidet, fand Achilleus die Waffe aus dem Spielzeug. Und wer blickt nicht fröhlich unter dem wallenden Helmbusch? Wer spiegelt sich nicht gern im vielfarbigen Kriegskleid? Wer wägt des Schwertes Blitze nicht gern in seiner Rechten? Der Magnet zieht das Eisen an, das Eisen den Mann, der Mann die Männer, Männlichkeit die Weiber. Ein alter, vielhundertjähriger deutscher Reim sagt ebenso:

„Wer nicht Lust hat zu einem wackern Pferd,
Und auch nicht Lust zu einem blanken Schwert,
Und nicht Lust zu einem schönen Weib:
Der hat fürwahr kein Herz im Leib."

Die Weiber sprechen dasselbe in unsern Tagen, wenn auch nicht wörtlich nach, doch deutlich in Gunstgewährungen. Wer in Wehr und Waffen erscheint, wird ihnen bald lieb; der Krieger erobert leichter ihr Herz, er sei aus ihrem Volk, ein Fremder, oder gar der Feind.

Die Landwehrübungen müssen wahre Festlichkeiten werden. Mit feierlichen Aufzügen können sie anfangen, Tonkunst und Gesang mögen sie begleiten und Tanz und fröhliches Spiel beschließen. Die Waffenweihe der Eintretenden geschehe öffentlich in den Kirchen, jedes Gewehr sei mit dem Namen seines Besitzers bezeichnet, und es gelte als Ehrenvergünstigung des Staats, es auf seine Nachkommen vererben zu dürfen. In den Städten sind die Schützengilden sehr leicht für künftige Brauchbarkeit umzubilden. Die Franzosen verboten sie bei der Einnahme von Hannover. Auch waren sie sonst mehr.

Auf dem Lande würde ein Scheiben- und Vogelschießen des Sonn-

tagsnachmittags eine willkommene Ergötzlichkeit sein, was außerordentlich leicht nach Kirchspielen einzurichten wäre.

Zu gewissen Zeiten im Jahr, und zwar für ein ackerbauendes Volk nach der Frühjahrs- und Herbstbestellzeit, versammelt sich die Landwehrmannschaft zu Heerscharen, die zum Teil entgegengesetzte Heere bilden. Nichts werde vergessen, was zur kriegerischen Aufmerksamkeit gehört — Durchsuchung von Gräben, Feldern, Büschen, Sandgruben, Vertiefungen, Hohlungen, Holzungen, Steinhaufen, Gärten, Hecken, Schilf, Geröhricht, Brüchen, hohlen Bäumen und Wegen, Wäldern und Schluchten; Befragen aller angetroffenen Personen; Achtgeben auf Kundschafter; Ausstellung von allerlei Posten und Sicherung ihrer Verbindung. Dann müssen Bewegungen folgen: sich in Heerhaufen fügen, die Angriffen, besonders der Reiterei, widerstehen können; in Vierecke zusammenschließen; im gewöhnlichen Doppel- und Geschwindschritt Tageszüge mit kurzen Rasten machen, dabei das nötige Gepäck tragen. Hierauf allerlei kriegerische Arbeiten unternommen: Schanzenanlegen, Verrammlungen von Toren und Straßen; Abtragung von Brücken, ihre Wiederherstellung und Neuerrichtung; Wegebesserung und Ungangbarmachung; Furtenverderbung und Wiederbrauchbarmachung. Inzwischen das Kundschaften nicht versäumt; doch müssen die Ausgesandten und Späher nichts aufschreiben, sich gewöhnen, alles im Gedächtnis zu behalten, und bei der Ertappung einige leichte Neckereien dulden. Endlich ein förmliches Kriegsschauspiel von Gegeneinanderhandeln durch: allerlei Stellungen einnehmen; Züge und Gegenzüge; Überfälle; Umgehungen; Hinterhalte; Wegnahme der Vorräte und Zufuhren; Wegdrängung von den Waffenplätzen usw.

Wenn nun alljährlich zu diesen Übungen ein Teil der Landwehr als Heerbann ausgewählt wird, so ist nach einem Jahrzehnt ein ganzes Volk männlich und vaterländisch und seine Kraft fühlend wiedergeboren. Wenn es dann nur einige Millionen Menschen zählt und eine Küstenseite hat, so wird sich der verwegenste Eroberer nicht gegen seine Selbständigkeit erdreisten.

VII. Volksgefühl.

1. Verbannung der Ausländerei.

In der ganzen Lebensgeschichte eines Volks ist sein heiligster Augenblick, wo es aus seiner Ohnmacht erwacht, aus dem Scheintode auflebt, sich seiner zum ersten Male selbst bewußt wird, an seine heiligen

Urrechte denkt und an die ewige Pflicht, sie zu behaupten; endlich erkennt, daß es nur durch Selbstmord seiner Volkstümlichkeit sich unter andern Völkern verlieren kann. Es ist ein langersehnter Schöpfungsbeginn, wenn ein Volk nach dem Verlauf schrecklicher Jahre sich selbst, der Zeitgenossenschaft und der Nachwelt laut und frei und ohne Rückhalt offenbaren darf, in welche volkentwürdigende Dienstbarkeit es durch Ausländerei geraten war. Ein Volk, das mit Lust und Liebe die Ewigkeit seines Volkstums auffaßt, — — — kann zu allen Zeiten sein Wiedergeburtsfest und seinen Auferstehungstag feiern.

Bewahrung der Ursprünglichkeit, — — — konnte uns Deutschen noch Machiavell, der gründliche Kenner von Staatskrankheiten und Volksseuchen, nachrühmen. Wie ist es seitdem in ein paar Jahrhunderten geworden! „Man fühlt es recht und glaubt es zu verstehen, beim Anblick solcher Felsenschlösser wie die Wartburg zu Eisenach, warum die Alten auf den Höhen des Landes in ihren Burgen lebten, und welche Lebensfreude damit verbunden war.“ „Seitdem nun die Menschen herabgezogen sind zueinander und sich alles um die Landstraßen versammelt hat, gierig nach fremden Sitten wie nach fremdem Golde, stehen die Höhen und Burgen verlassen, und die Kunst scheint verloren, dieses herrliche Land auf die edelste und angemessenste Art zu bewohnen und zu beherrschen.“ — Ach, es wird uns jetzt viel vorgeworfen, und viel auch mit Recht — Stolz doch von keinem mehr. Unsere Ahnen begeisterte ein volkstümlicher Hochsinn, uns entgeistert die Ausländerei. — — — Sie verdarben nicht den Geist durch stumm- und taubmachendes Kartenspiel, Herz und Einbildungskraft nicht durch liebessieche Romane und den Magen nicht durch tagtägliche Kartoffeln.

2. Allgemeine Volkstracht.

Alle alten, langdauernden Völker retteten sich vor der immerneuen Wüterei der Mode durch eine Volkstracht. Die Römer nannten sich sogar bisweilen nach ihrer volkstümlichen Bekleidung. Spanien in seiner Blüte, Polen zur Zeit der Macht, Ungarn in seiner Selbständigkeit hatten Volkstrachten, die allgemein waren, nicht bloß von altvaterländischen Leuten getragen wurden. Auch wir Deutschen trugen uns vor dem großen Deutschen Kriege (1618) volkstümlicher und hatten eigene Bekleidungsarten nach verschiedenen Ständen. Unsere Nachbaren nutzten die deutschen Zänkereien aus und das brachte uns die fremde Ziersucht über den Rhein, die unsere Augen betört und die Herzen mit Tand füllt. — — — Anderthalb Jahrhundert trugen

wir weibisch das Weiberjoch — da stürmte der Völkerorkan über unser vereinzeltes Volk, und der Untergang des Deutschen Reichs war entschieden.

Die Mode, ein Ungeheuer, das der scharfsinnigste Denker bis jetzt noch nicht hat befriedigend beschreiben können, weil es „endlich selbst aus der Mode kommt" und wie der alte Saturn seine eigenen Kinder auffrißt — war der Moloch, dem wir Glück und Frieden und Lebensgenuß und Gesundheit und Vaterland aufopferten. Leider ist die Neusucht in Kleinigkeiten und die Altsucht in großen Dingen unsere eingefleischte Erbsünde. „Wir Deutschen sind solche Gesellen, was neu ist, da fallen wir auf und hangen daran wie die Narren, und wer uns wehret, der macht uns noch töller darauf; wenn aber niemand wehret, so werden wir selbst bald müde und satt, gaffen danach auf ein ander Neues, so hat der Teufel das Vorteil, daß keine Lehr noch Traum so ungeschickt kann aufkommen, er findet Schüler darzu, und je ungeschickter je eher." (Luthers Werke.)

Der weise Franklin sagt: „Die Steuern, so uns der Staat auflegt, sind zu tragen; aber die, so uns die Mode ausschreibt, werden unerschwinglich." Die Mode ist ein neues Unheil; statt Bedeckung Entblößung oder Vermummung; statt Schmuck Überladung und Verhäßlichung; gewöhnlich von geschäftig tuenden Müßiggängern und sich wichtigmachenwollenden Tröpfen ausgeheckt; dem Vermögen nachteilig durch unnütze Ausgaben, dem Geist durch eingeschwärzte Kleinigkeitskrämerei, dem Herzen durch Verführung zur Geschmacklosigkeit; schädlich für den Körper durch Nichtachtung auf die einzelne Leibesbeschaffenheit, Gewohnheit und Lebensalter; ein schleichendes Gift im häuslichen Leben.

Ohne eine allgemeine Volkstracht bringt es kein Volk hoch in den bildenden und zeichnenden Künsten. Ahmt es fremde schöne Gestaltungen nach, die nicht volkstümlich werden können, so ist es die Dohle in der Fabel.

In Deutschland selbst, wo die Neudeutschen nichts Brauchbares und Lehrreiches mehr finden wollen, sind unter dem gemeinen Manne noch Wirkungen besonderer Trachten zu spüren. Man beobachte: Altenburger Bauern, Vierländer, die Halloren in Halle an der Saale, die Mönchguter auf Rügen, die Friesen im dänischen Deutschland u. a. m. Solange eine kleine eingedrängte Völkerschaft noch ihre volkstümliche Kleidung trägt, ist sie gegen Einschmelzung geharnischt. Legt sie aber diese Wehr ab, so wird sie von dem Augenblick an untergesteckt und lebt sich unter der größeren Menge aus.

Die deutsche Volkstracht darf keine kostspielige Uniform sein. Kleidung ist Bedürfnis des gesitteten Menschen, und die volkstümliche notwendige Befriedigung desselben ist Volkstracht. Erhaltung der Gesundheit sei ihr erster Zweck; Wohlfeilheit, allgemeine Anwendbarkeit und Dauerhaftigkeit müssen die andern Augenmerke sein; und doch darf die Schönheit nicht mangeln. Es habe keine Handlung Gültigkeit als in der Volkstracht; es müsse bei jeder angestellten Zusammenkunft, auf jedem Gelage und in der Kirche jedermann in der Volkstracht erscheinen. Davon unterschiedene Arbeitskleidungen und Kinderanzüge. Auszeichnung gewisser Stände und Staatsbeamten durch Nebendinge: Gold, Silber, Stickerei und Federn. Verschiedene Farbenbänder beim weiblichen Geschlecht: Mädchen grün; Dirnen weiß und orange; Jungfrauen rot; Frauen blau; Matronen silberfarben und braun.

Die Volkstracht darf kein Fremder tragen, ohne eingebürgert zu sein; keiner, der das Bürgerrecht verloren; keiner, der nicht zur Ausübung des Bürgerrechts gekommen.

Eine Volkstracht muß nach dem Urbilde des Volks in seiner Vollendung, mit echtem Volkssinn und hohem Volkstumsgeist erfunden werden. Das ist mehr, als ein Schneiderling kann und ein Abfasser von Kleiderordnungen.

3. Volksfeste.

a) Über Festlichkeiten, Feierlichkeiten und Gebräuche.

Festlichkeiten, Feierlichkeiten und Gebräuche sind als unzertrennliche Gefährten des gesellschaftlichen Seins auf der Erde verbreitet, soweit Menschen verkehren. Sie schließen sich den wichtigsten Handlungen an, gesellen sich zur Freude und Trauer, ja durchschlingen das ganze menschliche Leben. Sie sind ein Bedürfnis des Menschen, der das Geistige in einem vermittelnden Sinnbilde reiner erkennt, das Übersinnliche in einer sinnlichen Vergegenwärtigung sich tiefer ins Herz prägt. Das reine Licht ist dem irdischen Auge Finsternis, Sonnenstrahlen blenden, der reine, wolkenlose Himmel ist nicht unsichtbar, gibt aber nichts zum Sehen. Die Sinne reden auch; Künste bilden diese Sprache, die dort noch verstanden wird, wo kein Wort mehr anklingt. Menschenworte bleiben oft nur verhallende Laute und tote Buchstaben; aber was bloß dem wahren Menschentum in seinem Ringen aufhelfen, den Durchbruch der innern Flamme begünstigen will, wird Geist und Herzen bald vernehmlich. Wie wenig Menschen kennen der Perlen wahren Wert und der Edelsteine Schatz! Doch des Herzens

Pochen, der Wange Röten, des Auges Holdlächeln und das Rinnen der Zähren versteht auch der wildeste Wilde. Mit Zeichen beginnt, mit Zeichen endet die Sprache, eine Sprache, die tiefer eindringt als jede Rede, die stumm mehr sagt als die höchste Beredsamkeit; denn in den wichtigsten Augenblicken ist selten der Verstand, desto häufiger das Herz des Menschen Schutzgeist. Der Verstand rüstet ein Kriegsheer im Frieden, in der Entscheidung aber siegt und unterliegt nur das Herz.

Festlichkeit ist Erheben über das gemeine Leben, Herauskommen aus der Alltäglichkeit, Entfesselung des Geistes von leiblichen Unterdrückungen, Abspannung des Körpers von der Fronarbeit, Befreiung des Herzens von Daseinssorgen, Versuch, die Daseinsbürden abzulasten: überhaupt ein Erholungsleben, wo der Mensch doch einmal der Gegenwart froh wird ohne ängstliches Horchen und Zählen der Uhr, die ohne Rast zum Notwerk abruft. Frei steht der Mensch dann als ein Wesen, das auf Freude ein öffentliches, unveräußerliches Recht hat, nicht bloß verstohlen sie nippen darf und sich knechtisch-lüstern im Winkel berauscht. Zurückgeführt aus dem Irrgewirr der Verkünstelung in die einfachen Lebensverhältnisse, gewinnt er eine wahre Erhöhung der Lebenskräfte, eine nachwirkende Kraftvermehrung. Das ist anders als eine bloße Erregung, wie sie jede Art von Rauschmitteln gibt; anders, als eine augenblickliche Stärkungseinnahme, die gleich darauf mit doppelter Schwäche niederschlägt; es wird eine Heiligung der Zeit. Darum ist es ein adelnder Vorzug für Menschen von Geist und Herzen, Feste zu feiern, die ihnen ausschließlich heilig sind. Wem das Leben nur ein Kerbstock bleibt, um Alltage zusammenzurechnen, wer aus diesen Zeitmerken nichts weiter herausbringt als eine große Zahl, der hat sich die Mühe vergeblich gemacht, der hat in den Tag und in die Welt hineingelebt als ein großstädtischer Morgenverschläfer, der die Sonne in ihrer Schönheit und Pracht niemals aufgehen sah.

Feierlichkeit ist äußere Begleitung einer höheren inneren Stimmung, nicht bloß Sinnbildschrift der Handlung; auch von ihrem Vorhergang. Nur die einzelne Tat fällt in die Augen, nicht wodurch sie erzeugt wird, nicht worauf sie hinstrebte. Dadurch soll offenbar werden nicht des Daseins Schale, sondern des Lebens Kern. Eine Überleitung des Sinnenwesens auf sinnlichen Pfaden zum Übersinnlichen, die durch geistige Verknüpfung in einer einträchtigen Sinnbildnerei das Abstumpfen verhütet, wo keine Berührung mehr haftet. Das Geistige allein — wirkt höchstens auf den Geist; in Verbindung mit

einem in die Augen fallenden Sinnbilde gebracht, erfaßt es den ganzen Menschen. Das Übersinnliche wird uns doch nur durch Bilder, Gedanken- und Wortbilder; aber es wird den schnellsten Eingang finden, die festeste Einwirkung behaupten, wo ein Sinnbild als Schattenriß höhere Ahnungen gewährt und unaussprechliche Sehnungen verdeutlicht.

Gebräuche kennen wilde und zahme, alte und neue Völker, jede Menschenvereinigung vom losesten Band bis zum innigsten Bunde; jede Verehrung höherer Wesen vom Fetischtum bis zur reinsten Religion. Sie sind eine gesellige Dichtkunst, eine Geheimschrift, die unenträtselte Zeichen hat. Wir haben die Kindlichkeit ihres Entstehens verloren und kennen sie nur, weil wir sie brauchen und gebrauchen. Daher ihr Name. Auch sie sind ein Bedürfnis des Menschen, eine sinnliche Darstellung eines geheimen Lebenstriebes. Sie sind verkannt worden, man hat sie für Tand genommen, hat gefragt: Sollen sie die Tat putzen, die Leere ausfüllen, dem Menschen natürliche Dinge vorzaubern? Sie sind ursprünglich eine Erfindung der Not, nicht der Lust, ein Beweis, daß im Menschen sich dunkle Gefühle regen, die er hienieden nur unvollkommen an den Tag legt. In ihnen ist das Gesellige, Gemeinsame, Allergreifende, was aus der menschlichen Natur hervorgeht, nicht erst nach getroffener Übereinkunft; es ist höheres Sein und schöneres Wesen.

Es muß der Mensch dahin kommen, daß er fühlt und selbstbewußt wird, was er vermöge; wo er gestimmter fürs Wahre, fähiger fürs Rechte, empfänglicher fürs Gute, lebendiger fürs Schöne, begeisterter fürs Große — auflebt, enthrennt, entglüht; wo der Tat die Fortzeugungskraft mitgeboren wird, eine Pflanzschule künftiger Taten. Festlichkeiten, Feierlichkeiten, Gebräuche kommen dem Gedächtnis zu Hilfe, geben der Erinnerungskraft vorteilhafte Halte, und es entsteht eine nachwirkende Immergegenwärtigung, welche die Flatterhaftigkeit festet, den Leichtsinn ernstet und die Zerstreuungssucht in enge Schranken drängt.

b) Vom Wesen der Volksfeste.

Alle alten Völker, und unsere Vorfahren auch, feierten Volksfeste. Die weisesten Völkerschöpfer fanden in ihrer Anordnung Beförderungsmittel wichtiger volkstümlicher Endzwecke.

Wir neudeutschen Völklein feierten ehemals Dorf- und Stadtfeste. Das schien kleinlich und spießbürgerlich, wider guten Ton und Welt. Da ließen wir die altfränkischen Dinger eingehn, um weltbürgerliche

Knechte zu werden. Unsere Mehrmacher und Rechenhexer, die jedem Menschen das tägliche Brot und kein Krümchen mehr vorwägen wollen, wie man dem Vieh das Futter einmißt, quälten mit ängstlicher Weisheitstuerei heraus, was ein Feiertag kostet, und daß bei dreihunderttausend Ackerleuten ein solcher das Land um fünfhunderttausend Taler bringe.

Es ist schon lange schriftlich durchgeführt, daß Fest- und Feiertage für den gemeinen Mann tätige Erholungsstunden sind und keine Tagediebssünden.

Volksfeste müssen das gesellschaftliche Leben veredeln, höhere Genüsse geben, als zu denen der Mensch sonst gewöhnlich seine Zuflucht nimmt — weil er nicht bessere kennt.

Durch Volksfeste muß es uns endlich auch wieder gelingen, Staat und Kirche zum Besten des Volks in gemeinschaftliche Wechselwirkung zu setzen. Jetzt ist das kirchliche Wesen ein vereinzeltes Getriebe. Unsere Te Deum laudamus verhallen in alten Mauern; die Kriegsgebete zum Gott des Friedens, der Gerechtigkeit und Wahrheit werden häufig Gotteslästerungen — — —; bei den Huldigungspredigten gähnen wir und sehnen uns, wenn wir den alten Herrn noch nicht vergessen haben, nach der behaglichen Ungezwungenheit freiwilliger Feier. Wir haben immer noch große Kanzelredner, ihnen fehlt nur Gelegenheit, das Volk als Volk zu belehren, es darauf vorzubereiten, daß es von der Kanzel bei wichtigen Ereignissen auf vaterländische Vorträge rechnen darf.

c) Schickliche Tage.

Der Gegenstand der Volksfeste muß volkstümlich sein, nicht Freiheit, Aufklärung, Vernunft usw.; denn die gehören der ganzen Menschheit an. Erinnerung wichtiger Begebenheiten muß zum Grunde liegen und zwar solcher, die für allgemeine Teilnahme des gesamten Volks geeignet sind. Die frühere Tat kann die spätere zeugen, ohne die Ahnherrin aus dem Gedächtnisse zu vertreiben.

Nicht jeder Staat kann nach Belieben Volksfeste anordnen, ohne sich lächerlich zu machen. Wo Volksfeste gefeiert werden sollen, muß schon vorher ein Volk sein. Auch des Menschen Geburtstag wird nicht eher begangen, als er geboren ist.

Die passendsten Tage zu Volksfesten für ganz Deutschland würden sein: Der Tag der Hermannsschlacht; der Tag der Schlacht bei Merseburg; der Tag des Religionsfriedens.

Die wichtigsten Tage der Preußen sind:

A. Der 18. des Januar. Gründungstag des Königreichs, sonst nur ein Fest des Hofes und der Stadt Königsberg. (1701.)

B. Der 15. des Februar. Dankfest des Friedens. (1763.)

C. Der 28. (18.) des Junius. Siegestag von Fehrbellin. (1675.)

D. Der 17. des August. Friedrichsehre. Auf seinem Todestag nach dem Ausspruch des Weisen: Nemo ante mortem beatus. Fest des Verdienstes.

E. Ankunft des Hauses Zollern in Brandenburg. (1417.) Bürgerfest.

F. Der 14. des Oktobers als Buß- und Bettag. Erinnerung an Hochkirchen und Jena. Kein Tanz, kein Spiel, kein Handel, keine öffentlichen Vergnügungen. Gottesdienst in paßlicher Gestalt.

d) Art der Feier.

Die Feier der Volksfeste muß einfach und sinnvoll und wohlfeil und geschmackvoll und verständlich und ehrwürdig und erwecklich sein; kein eitles Schaugepränge, kein üppiges Sinnenspiel, kein Zerarbeiten widersprechender Gefühle; eine herzige Sinnbildnerei, angemessen dem Volkstum. Am allerwenigsten dürfen mythologische Fratzen vorkommen, wie die Vernunftgöttinnen in Neufrankreich. Mit Sonnenuntergang werde am Abend vorher das Fest eingeläutet, späterhin auf Anhöhen, Hügeln und Bergen Feuer angezündet, gleich den Oster- und Johannisfeuern. Vor Tagesanbruch ziere man Gemeindehäuser und Tore und lasse von allen Türmen Fahnen wehn, solange das Fest dauert. Am ersten Tage versammle sich jedes Kirchspiel zum Anhören der Predigt, hernach übe sich die Jugend in Wettspielen, am Abend sei Tanz und Schauspiel. Der zweite Tag gehöre der Landwehr. Den dritten sei in den Kreisstädten: Markt, Preisverteilung, Wahl der ständischen Vertreter und Beratschlagung über Wahlfähigkeit. Betteln darf an solchen Tagen niemand, für die Armen muß es öffentliche Trink- und Eßbuden geben. Auch müssen alle Bälle nur einzig an solchen Tagen gegeben werden.

Jedes Kirchspiel schickt die Besten von den Obsiegern in Wettspielen und Waffenübungen beim nächsten Fest in die Kreisstadt; — jeder Kreis wieder die besten in der Folge in die Markstadt; die Mark in die Landesstadt. Und so finde sich endlich am Fest des Verdienstes dorthin, wo der König Hof hält, die Auslese der Jugend und des

männlichen Alters zusammen. Zu derselben Zeit werde ein öffentlicher Reichstag gehalten, es sei in der Hauptstadt Kunstausstellung, Waren- und Büchermesse.

e) Volkstümliches Schauspiel.

Jeder welsche Gesang muß auf der Bühne aufhören. Fort müssen die schwächlichen Unmänner (Schillers Männerwürde). Nur Gegenstände aus der Geschichte des Volks: die Hermannsschlacht usw.; Heinrichs des Großen Taten; Otto und Adelheid; Friedrich von Österreich und Ludwig von Bayern; Konradin; der Bornhövder Waldemar; der Entsatz von Wien; die Schlacht von Hochstädt — und andere ähnliche sollten dazu bearbeitet und auch alsdann ausschließlich an Volksfesten aufgeführt werden. Bis solche Kunstwerke geschaffen sind, gebe man die höheren, weissagerischen Dichtungen Schillers: die Jungfrau, den Wallenstein und Tell. Und es sei anständig wie in Rom, daß jeder Kunstliebhaber dabei auftreten könne, versteht sich ohne Gewinn, bloß zur Verherrlichung des Festes. Und es werde Gesetz und Regel, daß wie in Rom bei den Jahrhundertfesten nur Jungfrauen usw., ausgezeichnet durch Schönheit, Geschicklichkeit und Tugend, dabei Rollen spielen.

Auf die Wandergesellschaften der Schauspieler muß eine strenge Aufsicht sein und auf andere Künstler auch. Man verlange mit Recht von jedem Rechtlichkeit, und mache durch Darüber-Hinwegsehen keine Künstler ehrlos.

Puppenspieler dürfen nie und nirgends geduldet werden, am wenigsten dürfen sie gar eine ausschließliche Bevorrechtung zu solchem Verkehr haben. Lieber mag es besondere Hanswurstbühnen mit Hanswurstspielen geben und Eulenspiegel, die Schöppenstedter usw., Kyau, Taubmann, Klaus Narr u. a. m. die Narrenwelt geißeln.

4. Ehrenbegräbnis.

Die Ruhstätte der Entschlafenen ist heilig, auch der wildeste Wüterich rast nur selten gegen Asche und Gebeine. Gräber leben über längstbegrabene Völker hinaus, verkünden aus der Schreckenswohnung unserer Vergänglichkeit, daß im Menschen ein Beruf zur Unsterblichkeit lebt, daß er die Vernichtung des Irdischen überlebend machen kann. Der Mensch sieht tagtäglich das Sterben, er muß auch die Fortdauer vor Augen haben. Darum ein Ehrenbegräbnis für die hochverdienten und großen Menschen des Volks, weil im Grabe nur Leiber modern, aber die Geister von irdischen Hüllen entfesselt zur Unendlichkeit entfliegen.

Solch Ehrenruhheim muß eine naturschöne Lage haben, da mag die Kunst mit der Natur in Verschönerung wetteifern. Die Grüfte selbst unter sanftgewölbten Rasenhügeln, in einem Eichenhain, vaterländische Steine zur Decke. Umher Hallen mit Bildsäulen, Säle mit Denktafeln des Lebens, und Runden mit Gemälden der Ehrenmänner. In solchen Umgebungen müssen zuweilen die Reichstage gehalten und alle Huldigungen vollzogen werden. Cäsar fiel im Senat neben der Bildsäule des Pompejus.

„O ihr Gräber der Toten; ihr Gräber meiner Entschlafenen!
Warum liegt ihr zerstreut?
Warum liegt ihr nicht in blühenden Talen beisammen?
Oder in Hainen vereint?“

Klopstock.

5. Volkstumsdenkmäler.

Volkstümliche Denkmäler reden lange und laut; gegen ihre Sprache gibt es nur ein Mittel — Vertilgung. Alle übrigen Anwälte des Volks sind zum Schweigen zu bringen: Heere kehren im Wahnglauben selbst Waffen und Wehr gegen das Vaterland; Vaterlandsfreunde haben Schlummerstündchen; Weise werden geblendet; Künstler, Redner und Dichter sind schon öfter verzaubert worden; sogar gefallene große Geister betrauert die Geschichte. Aber die Volkstumsdenkmäler stehen wie Urfelsen gegen Wogen; nur müssen es Prachtausgaben sein, wahre Werke, nicht Spielereien und Taschendinger, die — — — verrückbar sind. Konnte doch Gustav Adolf nicht der Versuchung widerstehen, Kunstschätze wegzuführen! Ja, er wünschte nicht bloß für schöne Schlösser Walzen, sondern fand sie auch für andere Gegenstände; und seine Mit- und Nachkrieger blieben nun nicht zurück, da ein so großer König solch Gripen zu einer ehrlichen Hantierung machte.

Wer unser Herz angreift, erscheint als unser Erbfeind. — — — Verbiete nur einer die Liebe, er gebietet sich allgemeinen Haß. Volkstümliche Heiligtümer können nicht ungestraft angetastet werden. — — — „Nach dem Tode noch wird die Hand aus dem Grabe hervorwachsen!“ das ist der Glaube der kindlichen Zeit.

Ein großes volkstümliches Denkmal ist eine unüberwindliche Feste, mit der kann sich kein Königstein, Gibraltar und Silberberg messen. Tote Natur, Baukunst und Kriegswissenschaft verteidigen diese; — für jenes kämpfen Leben, Glauben und Liebe.

In Deutschland selbst sind die vorhandenen Anfänge zu Denkmälern zu wenig bekannt und verkümmern an einem versteckten Ort,

wo sie niemand suchen sollte. Auch hierin waren unsere biedern Vorfahren feinsinniger. Auf den Platz, wo ein Erschlagener gefunden wurde, warf jeder Vorüberwanderer einen Stein, ein Stückchen Reisig, oder was er sonst zur Hand hatte, bis endlich im Laufe der Zeit ein stets erneuerter Malhügel entstand. Wir Tatenbestauner und Tatenträumer keifen um schickliche Stellen zu Denkmälern, und der Handel ist so bald zu schlichten. Wo die Tat im Raume geschehn, gebührt ihr die Verewigung in Raum und Zeit. Luthers Denkmal gehört so wenig auf die Hügel Mansfelds als auf den Blocksberg. Soll ihm, dem Kirchenverbesserer, eins erbaut werden, so muß es nur dort sein, wo er dem geistlichen Großherrn entsagte — in Wittenberg. — — —

Was oben von Volksfesten gesagt ist, gilt von besondern volkstümlichen Denkmälern hier wieder. Im Holsteinischen findet man einen Stein an der Landstraße mit der Inschrift: „Heinrich Graf von Ranzau hat hier gesessen und gegessen.“ „Und hat doch, obschon ein so mächtiger Mann, müssen geringen Leuten Platz machen und ihnen zum täglichen Sattwerden übrig lassen“, war die Nachbemerkung eines Bauersmanns, der mir Weg und Stein zeigte und sich eine frische Pfeife stopfte. Auf dem Harlungerberge bei Brandenburg an der Havel, wo einst ein stattlicher Liebfrauendom stand, dessen Grundmauern erst vor ein paar Jahren zu einer neuen Hochstraße herausgewühlt wurden — bei der Stadt, die dem nachher zum Kern gewordenen Lande des Staats den Namen gab, wäre die schönste Gelegenheit zur Anlage einer Zollerschen Fürstengruft. Dort liegt nach der Sage auch der letzte Wendenkönig begraben. Nie bin ich dem Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke von Berlin vorbeigegangen, ohne mich im Innern zu fragen: „Warum steht Derfflinger nirgends, der im Leben mit ihm die Vaterlandsfeinde bekämpfte, der als Heldengreis im 72. Jahre an ihn schrieb — „und bin bei mir selbst versichert, daß ich Ew. Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit so getreu und redlich mit meinem Leibe und Gemüte, als Gott mit meiner Seele gedient habe, wovon ich bis im Tode nicht lassen will“. Warum steht nicht an der Fehrbelliner Brücke eine Denksäule zum Gedächtnis Hennings von Treffenfeld, des Brückenverbrenners im Rücken der fliehenden Feinde? Ist Emanuel von Froben nicht ein preußischer Winkelried, der mit besonnener Ruhe und hingegebener Treue den Großen Kurfürsten rettet, und dann auf seinem eingetauschten weißen Roß als ein Opferheld erwartet, ob der Feinde Geschoß ihn zermalme oder bei ihm vorbei-

schlage? Der Tugend Anfang ist, an Tugend glauben! Dies zur Abfertigung der geschichtlichen Teufelssachwalte, die Edeltaten wegdeuteln wollen.

Wo lebte noch ein Kleist? Hat doch Friedrich über ihn die gewichtigen Worte gesprochen: „Ich kann an den ersten, den besten Busch in Pommern schlagen, es springen Kleiste heraus, aber kein Kleist." Das Denkmal auf dem Frankfurter Kirchhofe vor dem Gubener Tore ist erbärmlich; eine französische Inschrift daran ist unschicklich; die lateinische verrät Posaunerei der Errichter; das Einziggute sind die deutschen Reime:

„Für Friedrich kämpfend, sank er nieder,
So wünscht' es einst sein Heldengeist;
Unsterblich groß durch seine Lieder,
Der Menschenfreund, der Weise — Kleist."

Kriele, Prediger zu Kunersdorf, schlug im Jahre 1804 vor, zu Ehren Kleists ein Denkmal auf dem Kunersdorfer Schlachtfeld zu errichten. Das ist schon besser gemeint. Ein Denkmal wird durch gemeine Umgebung entweiht. In der Kunersdorfer Kirche hingen sonst Friedrichs Bildnis und das eines noch lebenden Bürgermeisters zu Frankfurt an der Oder nebeneinander! Für Kleists Denkmal wüßte ich keinen schönern Platz als auf dem Kunersdorfer Schlachtfelde bei der sogenannten „Hohen Fichte". Das nahegelegene Hölzchen auf dem Hügel, „die Kuhburg", müßte „Kleists Frühlingshain" heißen, und aus der Stadt und von der Oderbrücke hätte man alsdann beide, Hain und Denkmal, immer vor Augen.

Aber bei jedem im Freien stehenden Denkmal muß ein Warthaus mit einem Stammbuch sein. Und dies gäbe noch eine schickliche Versorgung für ausgediente Vaterlandsverteidiger.

Der gemeine deutsche Mann geht vor keinem Hochgericht und Rabenstein vorbei, ohne ein Vaterunser statt eines Gott behüte mich zu beten. Unmöglich kann der Mensch ein Ehrendenkmal ohne Empfindung anstieren! Wird wohl ein Befehlshaber an Übergabe denken, wo Heyden und Tauentzien und Neumann und Courbière und Gneisenau und andere Helden durch Gemälde ihren Ruhm verewigen? Wenn in Magdeburg jene hochherzigen Jungfrauen ein Denkmal hätten, die sich lieber in die Elbe stürzten als sich Tillys Kroaten ergaben (1631). Wenn jener Tag als alljährliches Jungfrauenfest dort gefeiert wäre? Sollte so etwas für Unschuld und Sitten bei wieder eintretender ähnlicher Anfechtung vergeblich sein? Jedes Denkmal ist Beispiel von Tat und Lohn.

VIII. Volkstümliches Bücherwesen.

1. Achtung der Muttersprache.

„In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk, in der Sprache Schatz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt, hier waltet wie im einzelnen das Sinnliche, Geistige, Sittliche. Ein Volk, das seine eigene Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen. Mag es dann aller Welt Sprachen begreifen und übergelehrt bei Babels Turmbau zum Dolmetscher taugen, es ist kein Volk mehr, nur ein Mengsel von Starmenschen." (Jahns Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes usw. Leipzig bei Böhme 1806.)

a) Muttersprache — Hof- und Staatssprache.

Keine Sprache eines andern noch lebenden Volks darf Hof- und Staatssprache sein; denn solange noch nicht die Sprache eines fremden Volks gebraucht wurde, konnte keinem anderen Volke deswegen einfallen, daß es das erste von allen Völkern durch Sprache, Bücherwesen und Bildung sei. Es konnte die übrigen Völker nicht „Viehe" nennen, denn das wurden sie erst, als sie sich zu Affen und Papageien verkünstelten, ihre eigene Sprache aufgaben und völkerstumm fremde Mißtöne nachlallten. So bleibe man, wenn es Dolmetschersprachen geben muß, bei den beiden toten alten. Solange die Friedensverträge lateinisch niedergeschrieben wurden, gab es weniger falsche Frieden. Es tat den Gesandten keinen Schaden, daß zu ihrem Geschäfte Latein erfordert wurde und mithin ihnen der Zugang zum Ratfragen und Ratseinholen beim Altertum offenstand. Oxenstierna verteidigte als Student eine lateinische, noch dazu theologische Streitschrift zu Wittenberg. In Mosers patriotischem Archiv sind lateinische Briefe von Gustav Adolf zu lesen. Durch Kenntnis des Latein und der Kirchengeschichte sind katholische Geistliche so große Staatsmänner geworden; — wer kann sich rühmen, Richelieus und Talleyrands Unternehmungen, Plänen oder Anschlägen entronnen zu sein?

b) Vermeidung fremder Wörter.

Fremde Kunstausdrücke müssen in Benennung von Personen, Würden, Ämtern, Handlungen und volkstümlichen Gegenständen gänzlich abgeschafft, und in Gesetzen, Verordnungen und im Geschäftsgange, wo es nur irgend die Verständlichkeit erlaubt, vermie-

den werden. Man hat über Campe und andere Sprachfeger gespottet; das war unrecht! Man hat sie geflissentlich im Stich gelassen; das ist schändlich! Worttäuscher und Wortbeschwörer haben Fremdheiten ergrübelt, verwirrte Schalldinge ausgekünstelt, um ihrer Neusucht zu frönen und in Unverständlichkeit den erheuchelten Weisheitsschein zu verhüllen; das wird hochverräterisch. „Wenn etwas nicht klingen will, es ist nicht Deutsch! sage ich, und stets bietet sich Besseres", ein Lehrspruch von Klopstock, an seinen jüngern Freund und Werkvollender Voß einst gegeben.

Es ist merkwürdig, daß die Deutschen an ein Kunstwort, aus einer fremden Sprache eingeschwärzt, nicht den kleinsten Teil der Forderungen machen wie an ein einheimisches. Dort gilt ein leerer Schall als genug zur Bezeichnung; hier kann es nie genug und nicht gut genug ausdrücken. Mögen die krittelnden Wortmäkler und Sachwalter der fremden Schleichwaren nicht vergessen, daß ein Kunstwort immer ein Wort bleibt, keine Abhandlung der Sache werden darf, sie nur entsprechend andeuten soll.

Ich möchte eine Lebensgeschichte der deutschen neugebildeten Wörter haben, die man erst als Ketzer in Bann und Acht tat, späterhin für anrüchig hielt, allmählich in gute Gesellschaft zog, wo sie jetzt tonangebend walten. Haller gebrauchte zuerst Sternwarte; die Zeitungsschreiber während des Siebenjährigen Krieges nahmen statt Bagage Gepäck; Sterne bildete das englische Wort sentimental, seine Verdeutscher empfindsam; Büsching wählte Erdbeschreibung; Campe gab uns das unentbehrliche Zerrbild. Auf diesem Wege nur dreist weiter gegangen, in den Uranfängen der Sprache geforscht, in ihren Mundarten sich umgesehen und sich von Wohllaut und Geschmack leiten lassen! Übrigens traue ich den deutschen Zeitgenossen so viel zu von dem, was in den Neubildungen Volkstum, volkstümlich und Volkstümlichkeit liegt, daß sie diese drei Versuche nicht anstößig finden.

c) Muttersprache — Gelehrtensprache.

Muß es die Nachwelt nicht für ein Märchen halten, daß zu einer Zeit, als die Deutschen schon große Dichter und Schriftsteller in allen Fächern der Wissenschaften hatten — dennoch die Verhandlungen der ersten gelehrten Gesellschaft des zweiten deutschen Staats in einer fremden lebenden Sprache geschahen und in derselben auch zum Druck befördert wurden? Oder wird sie glauben, daß die deutsche Sprache ein so niedriges, haberechtiges, lästerndes Zänkergewäsch gewesen, —

als in den gelehrten Anzeigeblättern erscheint? Soll sie endlich argwöhnen, daß die meisten Schriftsteller die Federdolche gelehrter Femrichter gefürchtet, die auf den Freistühlen gelehrter Zeitungen zu Gericht gesessen? daß nur wenige Gelehrte durch öffentliches Zumundereden der hohen Ohnnamigkeit jener Wissenden entgangen?

d) Deutsche Namen.

Alle volkstümlich fortgelebten Völker hielten viel auf einen guten Namen, nach verachteten Gegenständen nennt sich keiner gern.

„Billig sollten alle Namen so beschaffen sein, daß man verstände, was sie hießen und andeuteten. Aber da hat man derer sehr viele, von denen man nicht weiß, was damit gesagt wird. Und das rührt daher, weil sie aus fremder Sprache und von andern Nationen genommen sind. Doch dem könnte wohl abgeholfen werden. Man merke nur an, daß fast alle Völker den Kindern aus ihrer Muttersprache die Namen aufgelegt. So dächte ich, unsere deutsche Sprache wäre auch ebenso wohl beides, würdig und tüchtig, ein gleiches damit zu tun. Bei einem jeglichen soll von Rechts wegen die Absicht auf einen Segen, auf einen guten Wunsch, auf eine nützliche Erinnerung für das Kind gerichtet sein; so gibt es sich ja von selbst, daß man den Namen auch verstehen müsse, was er heißen und bedeuten soll. So wird denn dazu unsere Muttersprache am bequemsten sein.“ (Erdmann Neumeister, Die Lehre von der Taufe in zweiundfünfzig Predigten. Hamburg 1731.)

Der feine Staatskenner Machiavell äußert: „Namen von Heiligen und Märtyrern machen feige und weibische Gemüter; darum sollte man den Kindern Namen berühmter Helden geben, wie Hektor, Achilles, Alexander, dadurch werden sie großmütig und tapfer.“

Es ist bewiesen, daß kein echtdeutscher Name einer bösen Auslegung fähig ist. Die Grillen einiger Wortforscherlinge sind widerlegt. Mit jedem echtdeutschen Namen haben die Erfinder und Namennenner eine gute Bedeutung im Sinn gehabt. Ansehn, Beschirmung, Erhabenheit, Freude, Friede, Gerechtigkeit, Großmut, Größe, Hilfe, Keuschheit, Klugheit, Liebe, Mut, Macht, Reichtum, Tugend, Treue, Volk und Vaterland und ähnliche Grundbegriffe sind die einzigen Bestandteile der echtdeutschen, einfachen und zusammengesetzten Namen.

Die deutschen Schönredekünstler versündigen sich an unserer namenreichen Sprache durch ausgeheckte Mißnamen. In wohllautenden weiblichen Namen kann sich die unsere gewiß mit jeder andern messen.

Warum gibt es in keinem deutschen Kalender eine Sammlung deutscher Namen, zwei auf jeden Tag, ein männlicher und weiblicher? Wir Deutschen haben ohnedies zu wenig Erbteil von unsern Vätern gerettet und nach dem Langewiederzusammengesparten giert fremde Volksselbstsucht. Namen wie Hermann, Karl, Heinrich, Otto, Rudolf, Walter, Arnold, Wilhelm, Bernhard, Friedrich u. a. m. sollten wie teure Nachbleibsel von Schutzheiligen gelten. An Namen knüpfen sich Erinnerungen, mit dem Außenruf erwacht leicht der innere Beruf zu einem Ernst, Freimut, Sehrmann, Löser, Siegfried und Torhild. Namen pflanzen sich fort und Gedanken an den zuerst so Genannten und alle die Braven, die nachher so hießen.

2. Volkstümliche Bücher.

Ein Volk, das ein wahres volkstümliches Bücherwesen besitzt, ist Herr von einem unermeßlichen Schatze. Es kann aus der Asche des Vaterlandes wieder aufleben, wenn seine heiligen Bücher gerettet werden.

In volkstümlichen Schriften, die nur einzig und allein mustergültige Bücher sein können, waltet des Volks ursprünglicher Urgeist. Und der Mensch, der als Überbleibsel seiner Gottähnlichkeit den Trieb zur Vollkommnung bewahrt, muß doch Urbilder und Muster sich ohnedies selbst erschaffen. Wie schön, welche herrliche Erleichterung seines Strebens, wenn es also Vorbilder gibt!

Der Grieche hat die Urgriechheit im Homer; der Neuperser wallfahrtet zum Schach Nameh; Italien mit den Trümmern einer menschengeschaffenen zwiefachen Wunderwelt, seinen Feuerbergen, Schneefirnen, Schönheiten und Erhabenheiten in jeder Mannigfaltigkeit eines ewigen Frühlings blüht in Dante, Petrarca, Ariosto und Tasso; die feurigen, edelgeistigen Heldenseelen vom Cid und Cervantes nebst Calderons Riesengebilden werden in den Andentälern noch wohnen, wenn Europa sie nicht mehr beherbergt; Lusitanier und ihre brasilischen Enkel können im Camões einen Vorsänger verehren; aus dem einzigen Shakespeare ist der Engländer wiederherzustellen, wenn auch der Nachbar London verschlingt und die Themse verschüttet! Was setzen wir Deutsche diesen jetzt schon im großen und allgemeinen gegenüber? Nur Bruchstücke, höchstens wohlgeratene Versuche eines vollständigen Bücherwesens haben wir. Denn was kann Volksbücherwesen anders heißen als: „ein Vorrat von Werken, die sich zu einer Art von System untereinander vervollständigen, worin

eine Nation die hervorstechendsten Anschauungen ihrer Welt, ihres Lebens niedergelegt findet, die sich ihr für jede Neigung ihrer Phantasie, für jedes geistige Bedürfnis so befriedigend bewährt haben, daß sie nach Menschenaltern, nach Jahrhunderten mit immer neuer Liebe zu ihnen zurückkehrt." (A. W. Schlegel.) Man müßte denn so duldsam und entvolkstümlicht sich hingelesen haben, daß Makulatur und Literatur ein und dasselbe bedeuten.

3. Volksfaßlichkeit.

Alle großen, wichtigen Weltbücher sind volksfaßlich, die Bücher der Hörsäle strotzen von Schulwitz. Sprachen, die keiner Volksfaßlichkeit fähig sind, haben übergeschnappt wie Midas, der alles durch Anrühren in Gold verwandelt und dem schrecklichsten Hungertode entgegenschaudert. Sprachen, die nur Zungen fürs gemeine Leben haben, zu jedem höhern Aufflug verstutzt sind, sinken zur Tierheit, wo wirre Tierschälle zum Verkehr genügen. Die Volksfaßlichkeit will auch ihre Muse haben und bedarf jetzt mehr wie sonst einer sorgfältigen wissenschaftlichen Sichtung und der Nachhilfe der schönen Redekünste.

„Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, schweren und verdeckten Worten lehren. Es kommen in die Kirche kleine Kinder, Mägde, alte Frauen und Männer, denen ist hohe Lehre nichts nütze. Und wenn sie schon sagen: Ei, er hat köstliche Dinge gesagt, und man sie weiter fragt: Was war es denn? sprechen sie: Ich weiß es nicht." (Luther nach Mathesius.) „In der Kirche oder Gemeine soll man reden wie im Haus daheim, die einfältige Muttersprache, die jedermann versteht, die jedermann bekannt ist. Sankt Paul hat nicht so hohe, prächtige Worte als Demosthenes und Cicero; aber eigentlicher und deutlicher redet er und hat Worte, so etwas Großes bedeuten und anzeigen." (Luther.) In den Uhunestern der Lichtscheuen legte man sonst Bücher an Ketten; die neuern Übersteiglinge möchten jetzt gern den Menschenverstand an ihre Bücher ketten. Es ist ein großes Unglück, nie vergessen zu können, daß man Gelehrter ist. Es ist ein noch größeres, wenn Nebler und Dunstlinge im Wahne ihres Hochwerts sich einen Buchzwang anmaßen; sich für eine Alleinvernunft halten, die jede menschliche Vernunft erst vernünftig machen müsse, und im unseligen Aberglaubensrausche großtun: „Was wir als Urwissen zu behaupten geruhen und als Armensteuer drucken lassen, ist wahr, und wäre es auch wider die Vernunftlehre aller übrigen Menschen."

Volksfaßlichkeit darf nicht gemein werden, nicht eintrichtern, nicht hineinschmieren wollen; alle die unzähligen Versuche, die auf jene Abwege verirren, liefern Volksfaseleien.

Volksfaßlichkeit muß mit wahrem Volksgeiste Gegenstände auffassen, die für jedermann sind; dann werden die Bücher in jedermanns Hand kommen und in keiner papiernen Sintflut untergehen.

Alter kindlicher Sinn, einfältige Lehre, herzliche Biedersprache und deutschfreundliche Annäherung zum Volk werden sie gegen jeden Untergang beschirmen. Was auch sonst noch so trefflich fürs Volk gesagt ist, kommt nicht unter das Volk. Es gibt Büchersäle voll aufgestellter Volksschriften; und der sie versteht, braucht sie nicht; und der sie braucht, kann sie nicht verstehn!

4. Bücher, die noch müßten in deutscher Sprache geschrieben werden.

a) Ein deutscher Zeitweiser.

Was läßt sich nicht an die Tage wichtiger Begebenheiten knüpfen? Die Wiederkehr der Zeit kann fürs Gedächtnis Wiederbringung der Tat sein. Ein Probeversuch (Der Nachtwächter des neunzehnten Jahrhunderts. Magdeburg und Leipzig 1801) bereimt berühmte Tage, z. B. den 24. Januar:

„Dies ist der Tag, der den gebar,
Der groß uns macht und groß uns war.
Noch lebet Friedrich in der Welt:
Als großer König, Weiser, Held."

b) Ein deutscher Bardenhain.

— oder deutsches Volksliederbuch.

c) Deutsches Einherion.

Nicht eine läppische Tage-, Jahr- und Ämterreihe; nicht ein ewiges Einerlei wie die sonstigen Berliner Militärkalender; nicht Lebens-, Sterbens- und Lobesläufe wie sie als Zugabe der Leichenpredigten Langeweile machen, — sondern ein deutscher volkstümlicher Plutarch für das stille Verdienst, die geräuschlosen Tugenden und des Guten bescheidene Wohltaten ebensowohl als für Aufzeichnung des Heldenmuts, Vaterlandsarbeit und Opfertod in der Landwehr — werde das deutsche Einherion.

d) Deutsche Heldengedichte.

Nur zwei Gegenstände für deutsche Heldengedichte hat unsere Geschichte aufbewahrt — den Volksheiland Hermann und den Staatsretter Heinrich. Alle andere Taten sind nicht so groß, nicht so allgemeinwirkend, oder zu neu und zu gründlich geschichtlich bekannt. In beiden würde die gesamte deutsche Welt mehr als Ilias und Odyssee haben. Wer sich aber in diese Gegenstände wagen will, muß deutsche Geschichte und Altertümer kennen wie kein Gelehrter vor ihm, die Sprache in seiner Gewalt haben mit aller ihrer Kraft, Ursprünglichkeit, Lieblichkeit und Schönheit, und des Versbaus Meister sein wie Voß.

e) Unterhaltungsbücher. Alruna, Faust und Eulenspiegel.

Alruna. Die deutschen Volksmärchen und Sagen geordnet als eine deutsche Tausend und Eine Nacht. Wer sie erzählen will, darf nicht mit Fremdheiten überladen wie Musäus, muß einfältig vortragen wie Stilling, und hochgebildet sein wie Goethe.

Faust und Eulenspiegel. Weltlauf und Menschenleben in allen Verhältnissen. Der erste ganz besonders ist ein deutsches volkstümliches Wesen; immer wiederauflebender Bauherr bis auf unsere Tage. Damit soll keinem Vorwager Hohn gesprochen werden, aber ebensowenig gemeint sein, als dürfe ein jedes Federtier nachbetend und nachschreibend einen Faust fertigen, um, statt den alten Urfaust und seine Erbsünde zu erfassen, sich untereinander bei der Nase zu kriegen wie jene Gesellen in Auerbachs Keller. Ich schäme mich des Bekenntnisses nicht: Was ich vom Faust weiß, habe ich zuerst von Goethe gelernt, dem deutschesten Dichter.

f) Denkbuch für Deutsche.

Welcher Deutsche sollte nicht ein vollendetes Werk über die Deutschheit wünschen, das niedergelegt werden könnte vor dem Thron und der Volksversammlung, auf dem Altar und dem Lehrstuhl, im häuslichen Zimmer und im Feldlager, das gelesen würde, so weit die deutsche Sprache reicht, und überall, wo Deutschheit als kein vergessenes Unding gilt! Eins ist not! ein Aufruf zum Festhalten an dem, was noch unser geblieben; — — — eine Ermutigung, sich nicht entreißen zu lassen, was angefochten wird; — — — Erinnerung an das Verkannte und Mißkannte; ein Wecker aus der schlaffsüchtigen Träumerei; ein Retter aus der Ohnmacht des Scheintodes. Allen,

die noch für Deutschland Lebensreste gerettet haben und sich erkühnen, für sie zu fühlen, träumen, denken, lehren und leben, sie zu hoffen, sehnen, ahnen und glauben, fehlt immer noch — ein volkstümliches Bekenntnisbuch.

5. Undeutsche, unvolkstümliche Bücher.

Jedes Buch sollte von rechtswegen eine Frohkunde, ein Evangelium sein und des Lesens Nachgenuß eine Freudigung. So lautete der Griechen Gruß „Freue dich". Edeltaten zu verewigen ist der Künste Urrecht, und die Großen müssen hochbelohnt werden, welche über entlehnte deutsche Stoffe deutsche Meisterwerke schaffen. Wieder strafe man auch mit gerechter Verachtung die Scheinfreunde, die sich an vaterländische Gegenstände ohne Künstlerweihe und Dichterbegeisterung wagen. Mit den Musen soll keiner Buhlschaft pflegen, und Hochverräter sind's, welche die vaterländischen verschmähen und schänden.
Gehören nicht Wielands sämtliche Werke sämtlichen Völkern? Könnte der Oberon nicht in jeder beliebigen reimenden Sprache sein? Einst müssen alle in die Welt geschickten Büchermißgeburten im stillen aufgekauft werden, wie falsches Geld eingewechselt wird. ——— Ein ungeratener Sohn, der sich seiner Eltern schämt! Verflucht der Schriftsteller, der sein Volkstum vor dem Auslande schmäht.

IX. Häusliches Leben.

1. Schau.

„Die Ehe ist das große Wunder der Welt", predigt Luther, und eine glückliche das allergrößte Wunderwerk, darf man noch hinzusetzen. Menschen werden vereinigt, die oft zeitlebens nie vorher aneinander dachten; es werden verbunden, die sonst nie ahnten, daß sie einst zusammenleben sollten; es knüpfen ein Band, die noch nicht kennen, was es bedeutet. Männer und Weiber — die meisten sind Toren, wenn sie das Ehebündnis schließen. Außendinge ziehn zuerst an, Nebendinge locken: Schönheit, Reichtum, Geschlecht. Blumenanschaun ist ein leeres Dasein; immer Schätze zählen eine Höllenstrafe; abgestorben bleibt der älteste Stammbaum, wenn nicht neue Tugenden aus ihm hervorsprossen. Alle Ketten drücken, die seidenen so gut wie die eisernen. Klageweiber (und damit sie ihre aufgetragene Rolle desto wahrer spielen, durch unbesonnene Wahl unglücklich gewordene) sollten jedes Brautpaar an der Kirchtür mit Gotter warnen:

„Wenn die Hochzeitfackel lodert,
Sehet, welcher Gott sie hält!
Hymen kommt, wenn man ihn fordert,
Amor, wenn es ihm gefällt.“

Und beim Hintritt zum Altare sollte eine vielstimmige Tonkunst einfallen:

„— — — — — — Die Liebe ist
Das einzige auf diesem Rund der Erde,
Was keinen Käufer leidet als sich selbst;
Die Liebe ist der Liebe Preis;
Sie ist der unschätzbare Diamant,
Den man verschenken oder ewig ungenossen
Verscharren muß.“

Trauriges Los menschlicher Beschränktheit, da nicht einmal sein eigener Vormund sein können, wo es kein anderer mehr für ihn sein kann. Die Menschen halten es der Mühe nicht wert, sich um das gegenseitige Innere zu bekümmern. Ein Haus kauft man nicht nach Außenansehn, eine Uhr nicht nach dem Gehäuse, sondern nach dem Werk. Und die Männerlinge nehmen sich Weiber, weil's ihre Väter getan und andere Leute noch jetzt tun, um eine gute Suppe bequemer im Hause zu essen, eine Wortführerin zu bekommen oder eine geübte Vorschneiderin, wenn es bei ihnen hoch hergeht und sie ihre Tischfreunde abfüttern. Die Vorliebnehmer und Greifzu schämen sich nicht, — nur durch ihre Weiber zu stehen! Sie freien sich ein in Bauer- und Pfarrstellen, in Heere und Herden, auf Lehrer- und Fürstenstühle. Und die aus der Weiblichkeit weggelebten Menscher nehmen sich Männer wie ein Umschlagetuch, wie eine Feder zum Kopfputz, wie eine Schleppe zum Feierkleide; Rangluſt, Vermögensgeiz, Versorgungssucht, Gier nach Beehrungen sind die Ehteufel, die in den Schwindelköpfen der jungen und alten Männerjägerinnen spuken. Solche wären rasend genug, besessen von Mannstollheit, sich selbst an Unterdrücker ihres Volks zu hängen, befriedigt, wenn die allgemeine Feuersbrunst nur ihren Buhlen entzündete.

Ernst ist das Menschenleben, und jetzt ernster wie je, weil am meisten mit ihm gespielt wird. Das Hausleben ist auch eine Welt, und was auf der großen Bühne verkehrt, spielt auf der kleinen auch. Hier treten Helden und Heldinnen auf, größer als die belorbeerten, im Unrechtleiden, im Verkanntwerden, Vergeblichmühn, Unglückdulden und Gemeinschaftlichtragen. Hier erhält den Lebensmut und die Lebenskraft nur das emsige, unermüdliche, standhafte Mitleben.

Entsagen, Entbehren, niedergekämpfte Wünsche, überstandene Fehlpläne, ausgeträumte Lügenhoffnungen heißen die Siege des häuslichen Kampfs, und nur Treue und Wechselliebe durchwirken die Leidensgeschichte mit Blumen. Dazu gehört aber ein Sicheinanderimmermehrwerden, ein Nichtgestatten von Berauschungen der Flitterzeit, gemeinschaftliches Streben, sich liebend vollkommner zu leben.

Es ist eine unverzeihliche Eitelkeit verdrehter Törinnen, wenn sie glauben, den ersten, den besten Bewerber und Ansprecher nach ihrem Gedankenbilde zum Gatten zu gestalten. Es ist eine tollkühne Anmaßung übergeschnappter Mannspersonen, wenn sie im Blindekuhspiel ihrer Einfälle in das dickste Mädchenrudel hineinrennen und aus der Ergriffenen eine Gattin nach Belieben ziehn wollen. Beide Ausgeburten verhöhnen die Menschheit, lästern die Liebe, schmähen das Leben. Der Mann soll kein Schaustück der Frau, sie kein Spielzeug für ihn werden. Wo e i n Wesen nur das andere für sich und nach sich bilden will, muß das letztere zum toten Mittel verderben. Wenn es aber sein Menschentumsrecht fühlt, so entzweit es sich zum nachtragenden Groll oder offenbaren Krieg mit dem selbstvermessenen, alleinvollkommenen Dünkrich. Und das macht das Übel unheilbar, ein- und um sich fressend, daß Menschen, die ungebildet und kaum bildungsfähig sind, von solcher Hofmeistersucht befallen werden. Anbilden läßt sich dem Menschen einmal nichts. Solche Versuche sind wie das Beklexen der hölzernen Häuser, um sie äußerlich zu vermarmornen: kein Anputz von Dauer, bloß eine vergängliche Schminke. Was der Mensch an Bildung gewinnen soll, kann ihm nur eigene Selbsttätigkeit erwerben. Wer die zu erwecken versteht, ist ein tüchtiger Erzieher und ein Meister, wenn er auch nirgends eingezünftet gilt. Die größten Lehrmeister des Menschengeschlechts waren, sind und bleiben: Not, Beispiel und Liebe!

Der mächtigste Gewaltsherr — ohne Liebe eine furchtbare Menschentrümmer, wo das Schönste zur Vollständigung fehlt. Die vorzüglich Begabte — ohne Liebe eine Verwiesene, Verbannte, Geächtete. Jener haßt und zerstört und rast zum Fluch; sie muß hassen und verfolgen und sinkt zum Abscheu.

Von welchem Geschlechte das Lebensglück der Häuslichkeit, und von dieser das Volkswohl ausgeht, ist eine müßige, unstatthafte Frage. Die Antwort ist leicht gefunden: von der Vereinigung der Geschlechter. Die Weltordnung stiftete, als sie Geschlechter trennte, zugleich ihren Wechselbund, nur durch ihn sollen sie die höchste irdische Menschlichkeit erreichen. Aber welches Geschlecht durch

mangelhafte Ausbildung und Verkünstelung und Verbildung das größere Unheil anrichtet, könnte nur in einem dickleibigen Buch untersucht und spruchreif erörtert werden. Welches Geschlecht vorzüglich gebildet werden müßte, ist ein wahnsinniger Verzug. Jedes gleich gut und reinmenschlich; versteht sich jedes nach seiner Art. Die Neuzeit vernachlässigt beide und ist eine strenge Abrichterin. Immer nur den Kopf des Mannes bearbeitet sie, und ewig putzt sie bloß das Weib. Eins bleibt unbeachtet und leer — das Herz. Wer mehr lernen muß? Mann oder Weib? So sollte kein Vernünftiger mehr fragen. Das Weib hat viel zu lernen, auf schwere Dinge sich vorzubereiten, muß viel verstehn, nur beileibe nicht, was bloß äußerlich glänzt. Es gibt rauschende Tätigkeit und rauschende Tugenden, und nur wer den Lärmruhm für den allein echten hält, kann den schönweiblichen Wirkungskreis klein finden. Hausfrau, Gattin, Mutter — alle diese weitläuftigen Fächer wollen gelernt sein.

Das erste schon, die Grundlage der andern, ist ein Inbegriff vieler Kenntnisse und Geschicklichkeiten. Die innere häusliche Wirtschaft verträgt nicht das Durchschadenklugwerden; das Zuratehalten des Einkommens, was wahres Erwerben ist, läßt sich nicht wie eine neue Putzart absehen; die Einteilung des Verdienstes, worauf alles ankommt, ist kein Fingerspiel; Innenordnung überhaupt gedeiht nicht unter Launen.

Gattin soll die Braut werden, ein Mitwesen eines geliebten andern, eins mit ihm, wie rankend Immergrün mit der Eiche. Einen stillen Lebenskreis soll die Erwählte ziehn um den einzigen, wohin keine Sorge, keine Arbeitsbeschwerde, kein Geschäftsdrang, keine Zerstreuung hineindringt. Hier soll sie Hohepriesterin sein, auf dem häuslichen Altare das heilige Feuer unentweihter Liebe nähren, daß des Mannes Kraft fürs Allwohl nie erlösche, er nur freudiger hinaus ins Lebensgewühl stürze, wie zum Siegesfest nach vollbrachter Arbeit zurückkehre zu häuslichen Freuden. Gattin kann nur die sinnige Hausfrau sein, nicht die Tausendkünstlerin, die in fremden Zungen plappert, nie des Herzens Sprache versteht und redet; feingeziert ist, ohne Biedersinn; der Mode Veränderlichkeit ihr Schmetterlingsherz weiht, darüber Mann und Kinder vergessend, sich putzend, als Erobrerin ausrüstet, ohne sich je mit bescheidener weiblicher Würde geschmackvoll zu schmücken. Nur die tüchtige Hausfrau wird eine wackere Gattin werden, des Mannes vertrauteste Freundin und die immerneugeliebte Geheimnisbewahrerin seiner Freuden und Leiden.

Sie wird ihm abnehmen die bei Kleinem abmündenden inneren Unannehmlichkeiten. Ihm kann alsdann nur das Außenleben zusetzen, im Innern seines Hauses wird er dafür jederzeit neue Beruhigung finden. Sein Haus wird Einfachheit schmücken, Reinlichkeit zieren und Ordnung bereichern. Die Brave wird hier die Allseele sein, jedes Geschäftes Triebfeder. Mit bescheidener Umsicht wird sie das Kunstwerk im Gang erhalten; doch wird man keine Künstlichkeit gewahr werden, selbst die schaffende Kunst der Meisterin nicht erschauen. Sie wird nicht viel Redens von sich machen; ihr wird nicht Weihrauchsopfer der Bewunderung den schlichten deutschen Frauensinn benebeln; sie wird sich nicht zur Gesellschaftsvorsitzerin hinaufdrängen, nicht als oberste Balltummlerin schwärmen. Anbetergeschmeiß kann nicht den Boden vor ihren Knien besudeln, aber ihr Lohn wird unaussprechlich groß sein; nirgends glücklicher als bei ihr wird sich ihr treuer Gemahl fühlen.

Solche Gattinnen werden das höchste irdische Glück genießen — Menschenmütter zu sein; jede Unweiblichkeit kann nicht weiter als zur tierischen Mutterschaft kommen. Ihnen wird sich die Liebe erneuen, verjüngen, vermehren; sie werden leben, weil sie lieben. In ihren Armen wird der Mann alles Leid vergessen, an ihrem Busen selbst dem Tode zulächeln; denn sie werden dem Manne den Wonnebecher des Lebens reichen; Liebe wird er trinken und Tatlust in der Liebe, und in der Tatlust Unsterblichkeit.

2. Warnungen.

Die Ehe bleibt der Liebe feste Wohnung.

Herzensreinheit allein schützt das Allerheiligste des Menschenlebens gegen Frevel und Entweihung. „Die eheliche Liebe ist und soll sein die allergrößte und lauterste Liebe von allen Lieben. Über alle geht die eheliche Liebe, das ist eine Brautliebe; die brennt wie das Feuer und sucht nicht mehr denn das eheliche Gemahl. Die spricht: Ich will nicht das Deine, ich will weder Gold noch Silber, weder dies noch das, ich will dich selbst haben. Alle andere Liebe sucht etwas anders, denn den sie liebt; diese allein will den Geliebten eigen, selbst, ganz haben.“ (Luthers Sermon vom ehelichen Stande.)

3. Weibliche Rangordnung.

Warum ist noch in keine Blumenlese geordnet, was über das schöne Geschlecht die Edelsten schön gedacht und richtig gefühlt haben?

von Moses an, der das Weib das letzte Schöpfungswerk sein lässet, bis auf Salomo, und von ihm bis zum deutschen Sänger der Frauenwürde! — — —

Aber nur den Namen des Mannes, nicht die Benennung seiner Würde sollten alle Weiber führen. Die Ungarn haben dies trefflich gefühlt, als sie einst ausriefen: „Moriamini pro rege nostro Maria Theresia.“ Wie abstechend davon die Pyrmonter Brunnengästverzeichnisse? „Herr Major und Frau Major; Herr Konsistorialrat und Frau Konsistorialrat“ usw. stehen dort nebeneinander. Am weitesten sind indessen doch die Predigerfrauen in der Umgebung Berlins gegangen, weil sie sich Schwestern nennen. Absingen lassen sollte man über sie: „Meine Mutter hat Gänse“ usw.!

Da die Titel mit jedem Jahre etwas von ihrem Werte verlieren und aus der Rangsucht eine Rangseuche geworden, so sollten alle Demoisellen, Mamsellen usw. Fräulein heißen. In Wien ist es schon, und man setzt hinzu bürgerlich oder adelig. Fräulein ist eigentlich so viel, als woraus noch eine Frau werden kann.

In Deutschland gibt es berühmte Städte, z. B. Lübeck, „wo man den Weibern nicht den Rang nach dem Stande ihrer Männer, sondern nach dem Tage ihrer Verehelichung einräumt; wo eine Bürgerin über einer Bürgermeistersfrau sitzet, wenn jene vor dieser sich in den Ehestand begeben hat.“ (Krünitz Enzyklop. 10. Teil. S. 149.) Deutsche Reichsstädte sind lange erhaltene Hallen deutscher Altertümer. Dort und bei dem gemeinen Mann sind noch altdeutsche Sitten in Ursprünglichkeit und Reinheit zu finden. Sitte ist gesellschaftliche eingewohnte Bill. Wer sich ihr entzieht, ist ein Sonderling. Sitten vertreten Gesetzes Stelle, äußern Gesetzes Kraft und überleben selbst Gesetzbücher. Stehende Sitten schützen ein Volk mächtiger als stehende Heere, jedes Einzelwesen hält über den Übertreter Kriegsgericht.

„Nach Freiheit strebe der Mann, das Weib nach Sitte.“
Goethe im „Tasso“.

4. Huldigung des weiblichen Geschlechts.

Je menschheitlicher ein Volk, je größer die Huldigung des weiblichen Geschlechts. „Deutsch“ müßte das dritte heilige Wort sein, was in allen Sprachen jedes Mädchen nach Vater und Mutter zuerst lallen sollte. Es ist in der Geschichte kein Volk bekannt, das mehr für das weibliche Geschlecht getan hat.

„Andere Wilde verachten ihre Weiber, aber unsere Mütter standen in übertriebenem Ansehn, und so ward der Deutsche von jeher von

seinem Weibe beherrscht. Der Mann, der von der Gottheit Rat und Klugheit haben wollte, mußte suchen, durch Mittel sie zu erlangen. Nicht so das Weib, in ihr wohnte schon etwas Göttliches, und ihr näherte sich die Gottheit. Sie gab Rat, den die Männer befolgten, sie sah Dinge voraus, an die der Mann nicht dachte (Tac. Germ. 8), und es entstand die Ehrfurcht für ein Geschlecht, das andere Barbaren ehemals und jetzt zur steten Arbeit und Sklaverei verdammten." Die Germanin gab sich nicht zur Magd eines unvermählten Gebieters hin, ließ sich in kein Frauenzimmer sperren, wollte keine zum Staat gehaltene Puppe sein und verschmähte einstweilige frühe Vergötterung, die der Locksucht genügt. Als Gattin — oder Gleiche zum Gleichen gesellt — als Lebensgefährtin zu Freud' und Leid, konnte sie nicht des Ehegemahls Herz mit Nebenbuhlerinnen teilen und nicht Kebsweiber dulden, weder in noch außer dem Hause. — — —

Deutsche, glaubet den Toren nicht, und predigten sie auch durch Hunderttausende, daß des Weibes Bestimmung ein untergeordneter, kleinlicher Wirkungskreis sei; sein ganzes Leben wird nur ein nebengeordneter, wichtiger, großer, notwendiger, wenn gleich nicht mit Rauschtaten Lärm machender, nie ruhender Geschäftsgang. Nicht für die grübelnde Wissenschaft, nicht für die große Weltbühne schuf die Natur das Weib. Sie meinte es besser mit ihm als seine lockenden Weltverführer. Einen mildern, menschheitlichern Boden vertraute sie seiner Bearbeitung. Und dazu genügt, wenn der Verstand zur Unterscheidung des Wahren und Rechten gebildet, das Herz zur Güte und zum Wohlgefallen am Schönen veredelt wird. Das ist der Weiber Gelehrsamkeit! Und besitzen sie diese, so kann ihnen niemals die Gabe fehlen, Freude und Frohsinn um sich zu verbreiten. Dann machen sie ihrem altdeutschen Ehrennamen Ehre, bleiben Frauen, frohe, frohmachende Wesen.

X. Vaterländische Wanderungen.

„Es würde alles besser gehen, wenn man mehr ginge."
Seume.

1. Notwendigkeit.

„In fremden Ländern sind wir sehend und in Deutschland entweder blind oder blödsichtig" hebt eine alte Klage gegen uns an. Und vaterländische Wanderungen sind notwendig, denn sie er-

weitern des Menschen Blick, ohne ihn dem Vaterlande zu entführen. Kennenlernen muß sich das Volk als Volk, sonst stirbt es sich ab. Glieder eines ausgebreiteten Geschlechts, die sich nicht persönlich kennen, die in weiter Ferne voneinander getrennt sind, leben so hin, als wären sie nicht da. Wie wohltätig wirken dann nicht selbst die kürzesten Besuche. Die zarten, von Blutsverwandtschaft gestifteten Bande erneuert die Gegenwart und macht Umgang unauflöslich.

Die schöne Welt ist fürs fühlende Menschenherz leer, wenn sie nicht durch andere Menschen belebt wird. Ein Örtchen, äußerlich unansehnlich und sonst unbedeutend, wird uns lieb, sobald Menschen darin wohnen, die uns angehen. Ungewitter, die dorthin ziehen, streifen nicht als Luftgebilde an unserer Selbstsucht vorüber; wir schauen ihnen ängstlich nach, denn sie bedrohen unsere Teuren. Eine Gegend, wo wir Freude genossen, glückliche Augenblicke verlebten, gute Taten verrichteten, ist uns heimisch wie die Geburtsstätte unsers Daseins. Und Umgebungen, wo sich Hochgedanken in uns erzeugten, wo Gefühle, uns vorher unbekannt, die Seele füllten, heiligen sich uns zu einer Verehrung. Aus Erinnerungen von Gedanken, Gefühlen und Handlungen besteht unser Leben, und wir fesseln sie nur durch die Vorstellung von Raum und Zeit. Sind uns aber erst diese entflohn, so tappen wir vor uns in Nacht und hinter uns in Düsternis. Das Leben soll ja selbst nur eine Reise sein, aber man kann auch auf Reisen leben; nur muß man nicht im gemächlichen Blindekuhwagen fahren, sich auf Landstraßen umhertreiben, um Wirtshäuser und ihre Küchen und Keller auszuschmecken.

Wandern, Zusammenwandern erweckt schlummernde Tugenden, Mitgefühl, Teilnahme, Gemeingeist und Menschenliebe. Steigende Vervollkommnung, Trieb nach Verbesserung gehen daraus hervor und die edle Betriebsamkeit, das auswärts gesehene Gute in die Heimat zu verpflanzen. Wer nicht mit Gold bereichert zurückkehrt, bemüht sich doch, mit brauchbaren Erfahrungen, mit anwendbaren Handlungsweisen wieder zu erscheinen. Alle großen Gesetzgeber, die ihre Anordnungen selbst verfaßten, hatten sie aus dem Tun und Treiben der Menschen herausgelesen; und was sie am Lebenswege der Menschenwelt pflückten, wirkt heute noch fort und wird alle späteren bloßen Stubenwerke überleben.

2. Deutschheit.

Uralt ist des Deutschen Reisetrieb; wahrscheinlich hat ihn der aus dem Morgenlande herausgeführt, an seinen sechs Strömen angesiedelt und ihn über die Alpen schauen lassen auf die Herrlichkeit Roms. Die Züge der Kimbern, Ariovists Reden und Hengists Erklärung im Beda schließen wunderbar zusammen. Die Furcht der Römer, ihre versuchte Vorkehr gegen das gewaltige, deutsche Volk und dessen endliches Überfluten nach Britannien, über Alpen und Pyrenäen bis zum Atlas ist nur hieraus erklärlich. Noch jetzt beurkunden Sprichwörter des Reisetriebs Deutschheit. „Er ist nicht hinter dem Ofen der Mutter weggekommen"; „Er weiß nicht einmal, wo Barthel Most holt"; „Er ist so dumm als der Nagel an der Wand"; „Er hat sich keinen Wind um die Nase wehn lassen"; und so viele andere schmähen auf das Ungereistsein.

Die alte Sitte, daß der Wandersmann die sogenannten Wahrzeichen der Städte behalten mußte, wollte wahrscheinlich die Wahrnehmungsgabe und das Beobachtungsvermögen durch sinnliche Anschauung erwecken. Noch jetzt ist der urdeutsche Reisetrieb bei uns nicht ausgestorben und lebt in allen deutschen Abkömmlingen. „Die Eingeschränktheit des Geistes aller Völker, welche die uninteressierte Neubegierde nicht anwandelt, die Außenwelt mit eigenen Augen kennenzulernen, noch weniger sich dahin (als Weltbürger) zu verpflanzen, ist etwas Charakteristisches von denselben, wodurch sich Franzosen, Engländer und Deutsche vor andern vorteilhaft unterscheiden" (Kant).

Friedrich Ludwig Jahn.

Seine Heimat ist das brandenburgische Dörfchen Lanz bei Lenzen; hier wurde Jahn am 11. August 1788 als Sohn eines Pastors geboren. Nachdem er verschiedene Schulen (Salzwedel und das Berlinische Gymnasium in Berlin) besucht hatte, bezog er mehrere Universitäten und war dann als Hauslehrer tätig. Um sich auf seinen Beruf als Professor vorzubereiten — er wollte Geschichte und deutsche Sprache lehren —, wollte er sich 1806 nach Göttingen begeben. Sobald er gehört hatte, daß der Krieg mit Frankreich unvermeidlich sei, brach er auf, um zum preußischen Heere zu stoßen. Er erreichte es aber nicht mehr, da Napoleon es inzwischen bei Jena vernichtend geschlagen hatte. 1809 ging er nach Berlin und unterrichtete am Berlinischen Gymnasium; hier begann er mit 4—5 Quintanern gymnastische Übungen, später Turnen genannt, das damals in Deutschland so gut wie unbekannt war. Seine „Turnanstalt" wuchs; 1812 vereinigten sich bereits 500 Turner um ihn. 1813 trat Jahn ins Heer. Nach Beendigung der Befreiungskriege nahm Jahn die Übungen wieder auf. Aber die Regierung, die vorher die Turnsache unterstützt hatte, fürchtete jetzt, daß Jahn mit Studenten und geheimen Verbänden und durch das Turnen das Königtum stürzen wolle. Er wurde 1819 verhaftet und auf die Festung Spandau, später nach Küstrin gebracht. Die Untersuchung ergab Jahns Unschuld; aber man hielt ihn weiter gefangen. Auch nach dem vollkommenen Freispruch mußte er sich in einer kleinen Stadt mindestens zehn Meilen von Berlin entfernt aufhalten und wurde weiter polizeilich überwacht. Erst 1841 nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. erhielt Jahn auf seinen Antrag die Freiheit wieder; die Verfolgung hatte ihn aber zu einem gebrochenen Mann gemacht. Im Jahre 1848 wurde er ins Frankfurter Parlament gewählt. Er starb am 15. Oktober 1852 in Freyburg a. d. Unstrut.

Weitere Werke Fr. L. Jahns.

Runenblätter. 1814. — Deutsche Turnkunst (zusammen mit Eiselen). Zur Einrichtung der Turnplätze dargestellt. Berlin 1816. — Neue Runenblätter. 1828. — Merke zum deutschen Volkstum. 1833.

Jahns Schrift vom „Deutschen Volkstum" zeigt die starke und tiefe Liebe dieses Mannes zu seinem Volke. Er begreift unter „Volkstum" die Eigenart des Volkes und fordert, daß es sich dieses seines Wesens, das Jahn über das aller anderen Völker stellt, ganz und gar bewußt werde und es in Leben und Sitten wie in der staatlichen Gestaltung, in Schule und Haus, überhaupt in allen Erscheinungen seines volklichen Lebens gestalte. Daß Jahn dabei sehr einseitig wird und das Gute anderer Völker übersieht, zeigt sich überall. Seine Sprache ist für uns Heutige oft *gesucht* deutsch, man könnte fast sagen, deutschtümelnd. Beispiele finden sich auf allen Seiten dieser Schrift. Fremdwörter meidet er durchaus; nur da, wo er Stellen aus anderen Schriftstellern anführt, treten sie auf. Die Schrift zeigt aber auch, daß Jahn ein großer Anreger gewesen ist. Erst die Folgezeit hat viele seiner Forderungen erfüllt, so das Heimatwandern, die Jugendpflege, die Sprachreinigung, die starke Förderung des Turnens, die Sammlung der deutschen Sagen und Volksmärchen, die Betonung der Volkstumskunde, wie sie die heutige Schule treibt, u. a.

Schriften für den, der tiefer in Jahns Leben und Werke eindringen will:

1. *Euler*, Fr. L. Jahn. 1881. — Vergriffen.
2. *Piechowski*, Der wahre und der falsche Jahn. Klotz in Gotha 1928.
3. *Meyer*, Jahnbriefe (1818—1852). Wilhelm Limperts Verlag in Dresden.
4. K. *Müller*, Fr. L. Jahn, ein Märtyrerleben. Beltz, Langensalza 1928.
5. *Neuendorff*, Turnvater Jahn, sein Leben und Werk. Diederichs Verlag in Jena 1928.
6. *Fritz Eckardt*, Fr. L. Jahn. Eine Würdigung seines Lebens und Wirkens. Wilhelm Limperts Verlag in Dresden. 1924.

Außerdem hat das Jahnjahr 1928 zahlreiche Veröffentlichungen gezeitigt, auch solche des Bearbeiters dieser Ausgabe, die hauptsächlich in der „Deutschen Turnzeitung" und in den „Leibesübungen" erschienen sind und zum großen Teil bisher unbekannte Tatsachen zu Tage förderten.

Anmerkungen.

S. 5 u. 11 Biedermann: Es steht nicht ganz fest, wen Jahn mit dem edeltätigen deutschen Biedermann meint. Er nannte den Namen des Landrats Laffert in Mecklenburg nicht, da dieser durch Napoleon sofort in Bedrängnis geraten wäre. Aus dem gleichen Grunde verschwieg er die Namen „der Vaterlandsfreunde" (S. 11), denen diese Handschrift vor dem Druck zur Prüfung vorgelegen hatte.

S. 7 Inhaltsanzeigen einer vieljährigen Arbeit: gemeint sind „Das Denkbuch für Deutsche" und „Das Volkstum" (s. S. 9).

S. 8 Ramler: deutscher Dichter, 1725—1798. 1788 Direktor des Berliner Nationaltheaters.

Die fremden Nebenländer: deutsche Landesteile, die außerdeutschen Fürsten gehörten. Schwedisch Vorpommern = der Teil Vorpommerns, der bis 1875 (seit 1648) noch schwedisch war: Regierungsbezirk Stralsund bis zur Peene. Der östliche Teil Vorpommerns war schon 1720 wieder an Preußen gekommen.

S. 10 Akademische Bürger: die Studenten genossen gegenüber den übrigen Staatsbürgern gewisse Freiheiten.

S. 12 entdeckungsfreudige: intelligente.

nachartende Schädelbildung: die Schädelbildung der einzelnen Völker artet nach der ihrer Vorfahren.

S. 15 Läuflinge: Jahn denkt an die von einem Heer zum anderen wechselnden Landsknechte, vielleicht an die Reisläufer der Schweizer.

Königskrone und mit Lilien besäter Mantel: das Sinnbild der Bourbonen.

Hungriger Löwe: das Sinnbild Englands.

Das weissagende Bild deutete an, daß Deutschland im großen Kriege von den großen Mächten zerrissen würde.

zutodequinen: langsam hinsiechen.

S. 16 Maßhorde: Xerxes soll vor dem Übergang über den Hellespont seine Truppen zu Zehntausenden in Hürden getrieben haben, um sie zu zählen.

S. 17 S. P. Q. R. = Senatus populusque Romanus: Senat und römisches Volk, also der ganze römische Staat.

Der neue Leviathan: das neue (biblische) Ungeheuer, Napoleon.

S. 17 Garrik: englischer Schauspieler und Bühnendichter. 1716 bis 1779.
Blendwerk im Parlament Ludwigs: Ludwig XIV. tat so, als wollte er den Ständen Rechte im Parlament geben, sagte aber: „L'Etat c'est moi“ = Ich bin der Staat.

S. 20 Konstantin hat die große Probe versucht: nämlich Rom und Griechenland zu vereinen. Das mißlang.
Sein großer Neuschöpfer: Peter der Große.

S. 21 Rom zerstörten Gallier: gemeint ist die Schlacht an der Allia 390 v. Chr.
Unter dänischen Richtbeilen ...: Das Stockholmer Blutbad, von Christian II. befohlen, fand im November 1508 statt.
Tyrus: wurde durch Alexander d. Gr. nach siebenmonatiger Belagerung eingenommen.
Karthago: im Jahre 146 v. Chr. durch Szipio zerstört.
Numantia: Stadt in Spanien, verteidigte sich 133 v. Chr. tapfer gegen die Römer.
Jerusalem: im Jahre 70 n. Chr. zerstört.
Rhodus: Insel im Ägäischen Meer, verteidigte sich 1480 tapfer gegen Mohammed II.

S. 22 Tamerlan: asiatischer Eroberer, 1333—1405.
Staatenmisteln: Misteln sind Schmarotzerpflanzen, die auf anderen Pflanzen leben. Hier: Staaten, die, wie Portugal, innerhalb anderer liegen.

S. 23 Modifikationen: Veränderungen.

S. 25 Hattos Mäuseturm (bei Bingen): hierher soll sich Hatto vor den Mäusen gerettet haben, die ihn fressen wollten.

S. 26 Kipper und Wipper: Geldfälscher im Mittelalter.

S. 28 batavische Reiterei: der germanische Stamm der Bataver saß an der Rheinmündung; sie empörten sich 69 n. Chr. gegen die Römer.

S. 34 Dante: ital. Dichter und Schöpfer des neuen Italienisch. 1265 bis 1321.
Idiom: Mundart.
Analogie: Ähnlichkeit.

S. 35 Rabensteine: die mittelalterlichen Richtstätten.

S. 39 Bill: Gesetzentwurf; aus dem Englischen. Das angenommene Gesetz heißt law.

S. 54 Svenskfund (schwedisch) — Ruotsinsalmi (finnisch): Meeresenge im Süden Finnlands. Hier wurde die russische Flotte 1790 von der schwedischen geschlagen.
Persante: Fluß in Hinterpommern. Daran Kolberg.

S. 55 Iselin: philosophischer Schriftsteller, 1728—1782.

S. 58 Schulpforta: berühmte höhere Schule in der Provinz Sachsen.

S. 65 Machiavell = Machiavelli: italienischer Staatsmann, der den Fürsten als den unbedingten Herrn des Staates bezeichnete. Gegen ihn schrieb Friedrich II. seinen Antimachiavelli, in dem er den Satz vertrat: Der Fürst ist der erste Diener des Staates.

Die Römer nannten sich ... nach ihrer volkstümlichen Bekleidung: der toga auch togati.

S. 71 Nemo ante mortem beatus: Niemand ist vor dem Tode glücklich zu preisen.

S. 73 gripen: plattdeutsch greifen. Hier: fremdes Eigentum sich aneignen.

S. 76 Oxenstierna: schwedischer Feldherr im Dreißigjährigen Kriege.

S. 81 Einherion: war in der germanischen Götterlehre die Versammlung der gefallenen Helden, die nach Walhalla fuhren und dort weiterlebten. Ein solches Buch, in dem alle bedeutenden Männer verzeichnet stehen, ist die später geschaffene „Allgemeine deutsche Biographie". Jahns Wunsch nach einer Sammlung der deutschen Volksmärchen wurde von den Brüdern Grimm (1812/13 und 1822) erfüllt.

Plutarch: römischer Geschichtschreiber, 50—120 n. Chr.

S. 88 Moriamini pro rege nostro Maria Theresia: Wir wollen sterben für unsern König Maria Theresia. — Tatsächlich: Vivat Domina et rex nostra, Maria Theresia = „Es lebe unsere Herrin und König, Maria Theresia."

S. 89 Seume: 1763—1810, bekannt durch seine Wanderungen „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802".

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.